

Teilungen überwinden

Teilungen überwinden

Europäische und Internationale Geschichte
im 19. und 20. Jahrhundert
Festschrift für Wilfried Loth

Herausgegeben von
Michaela Bachem-Rehm, Claudia Hiepel
und Henning Türk

Oldenbourg Verlag München 2014

Gedruckt mit Unterstützung des Kulturwissenschaftlichen Instituts Essen, des Rektorats der Universität Duisburg-Essen, des Dekanats der Fakultät für Geisteswissenschaften an der Universität Duisburg-Essen und der Sparkasse Essen.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Library of Congress Cataloging-in-Publication Data

A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, des Vortrags, der Entnahme von Abbildungen und Tabellen, der Funksendung, der Mikroverfilmung oder der Vervielfältigung auf anderen Wegen und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Eine Vervielfältigung dieses Werkes oder von Teilen dieses Werkes ist auch im Einzelfall nur in den Grenzen der gesetzlichen Bestimmungen des Urheberrechtsgesetzes in der jeweils geltenden Fassung zulässig. Sie ist grundsätzlich vergütungspflichtig. Zuwiderhandlungen unterliegen den Strafbestimmungen des Urheberrechts.

© 2014 Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH
Rosenheimer Straße 143, 81671 München/Deutschland
www.oldenbourg-verlag.de
Ein Unternehmen von De Gruyter

Umschlagbild: Dirk Rausch, ohne Titel, Siebdruck auf Papier, 25 x 25 cm, 2013, © Dirk Rausch.

Gedruckt in Deutschland

Dieses Papier ist alterungsbeständig nach DIN/ISO 9706.

ISBN 978-3-486-71574-3
e-ISBN 978-3-486-85506-7

Inhalt

Tabula gratulatoria	XIII
---------------------------	------

Vorwort	XV
---------------	----

I. Vom Umgang mit (Zeit-)Geschichte

Ewald Frie

Das 19. Jahrhundert – Zeitgeschichte?	3
---	---

Axel Schildt

„Berliner Republik“ – harmlose Bezeichnung oder ideologischer Kampfbegriff? Zur deutschen Diskursgeschichte der 1990er Jahre.	21
---	----

Eckart Conze

Geschichte als Argument. Nationalsozialismus, Zweiter Weltkrieg und Holocaust in der Auseinander- setzung über die nukleare Rüstung um 1980	33
---	----

Wolfgang Wessels

Revisiting the Monnet Method – A contribution to the periodisation of the European Union’s history.	49
---	----

II. Feindschaft überwinden: Die deutsch-französischen Beziehungen

Amalie Fößel

Die Schlacht von Bouvines (1214) und die deutsch-französischen Beziehungen im Mittelalter.	63
--	----

Hans-Werner Hahn

Süßer Champagner und große Politik: Gesellschaftlicher Aufstieg und politische Karriere von Edouard Werlé	73
--	----

Carine Germond

Une génération entre antagonisme séculaire et réconciliation: Les responsables français et allemands des années 1960 et l’entente franco-allemande	85
--	----

Bärbel Kuhn

Verdun 1984 – Ereignis und Erinnerungspolitik in nationaler und europäischer Perspektive	95
---	----

Wichard Woyke

Deutsch-französische Beziehungen unter Merkel und Sarkozy – Auf und Abs in einer schwierigen Beziehung	109
---	-----

III. Die Teilung der Welt überwinden: Entspannungspolitik im Kalten Krieg

Michaela Bachem-Rehm

Ein „gewisses Nahverhältnis“ im Kalten Krieg: Konrad Adenauer und Bruno Kreisky in den 1950er Jahren 121

Michael Gehler

„Freiheit oder Einheit“?

Richard Coudenhove-Kalergis „Memorandum zur Deutschen Frage“ von 1959 131

Klaus Schwabe

Jean Monnet, das Deutschlandproblem und die deutsche Ostpolitik 155

Johnny Laursen

„Assertive democracy“ – German-Danish Social Democracy and the emergence of Denmark’s postwar security culture. 175

Gottfried Niedhart

Wandel durch Annäherung und Grenzen des Wandels in den Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und den Staaten des Warschauer Pakts 1967–1975 189

Meung-Hoan Noh

Der Staatsbesuch Park Chung-hees in der Bundesrepublik Deutschland 1964 und seine Bedeutung für die Industrialisierung der Republik Korea . 199

Rolf Steininger

Britische Friedensinitiativen im Vietnamkrieg 1965–1967. 211

Stefan Müller

DGB und Ostpolitik 1969–1989. Gewerkschaften als parastaatliche Akteure im Entspannungsprozess. 223

Werner Müller

Die SED-Führung, das MfS und die KSZE 235

IV. Transnationale Ordnungsmodelle und Akteure

Wolf D. Gruner

Der Wiener Kongress 1814/15 – Seine Rolle im europäischen Transformationsprozess vom 18. zum 19. Jahrhundert 253

Ute Schneider

Wissen und Evidenz: Der Berliner Kongress und die europäischen Delimitationskommissionen. 273

Jost Dülffer

Internationale Strafgerichtsbarkeit und die Friedensordnung nach dem Ersten Weltkrieg. 293

<i>Anselm Doering-Manteuffel</i>	
Kollektive Sicherheit, Demokratie und Entspannungspolitik. Der historische Ort des Völkerbunds in der Geschichte der Moderne.	305
<i>Wolfram Kaiser</i>	
Gesellschaftliche Akteure und Experten in internationalen Organisationen: Die Kartell-Debatte im Völkerbund 1925–1931	317
<i>André Postert</i>	
Konservative Revolution, Jungkonservatismus und deutscher Nationalismus in transnationaler Perspektive. Beispiele für Deglobalisierungsprozesse und Anachronismen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.	329
<i>Frank Bajohr</i>	
Fremd im Reich. Die NS-Herrschaft und die Deutschen in den Berichten ausländischer Diplomaten 1933–1945	339
<i>Christine Hatzky</i>	
Mexiko den Mexikanern! Chinesische Migration und anti-chinesische Politik. Eine transnationale Perspektive auf die mexikanische Revolution	349
<i>Christoph Marx</i>	
Südafrikas Austritt aus dem Commonwealth 1961	361
<i>Claudia Hiepel</i>	
Das European Management Symposium in Davos 1971–1987. Zur Governance von nicht-staatlichen Akteuren	373
V. Ausgangspunkte: Europa als Handlungsraum und Vorstellung	
<i>Jörg Engelbrecht (†)</i>	
Belgien und Europa. Ein Lehrstück aus der Geschichte des „langen“ 19. Jahrhunderts (1789–1914)	385
<i>Dirk Blasius</i>	
Lorenz von Stein als Analytiker des europäischen Staatensystems, 1878–1888	401
<i>Sabine Voßkamp</i>	
„Entdecker“ im Spannungsfeld (inter-)nationaler Wissenschaftsbeziehungen und Identitäten im 19. Jahrhundert – Das Beispiel Heinrich Barth	411
<i>Justus Cobet</i>	
Der Archäologe Theodor Wiegand zwischen Konstantinopel und Berlin	423
<i>Charles Barthel</i>	
Spieglein, Spieglein an der Wand, wer hat das schönste Stahlwerk im Land? Die Gebrüder Kirdorf und der Bau der Adolf-Emil-Hütte im Luxemburger Erzbecken (1906–1914)	435

Nicolae Paun

National-europäische Perspektiven im Rumänien der Zwischenkriegszeit . 447

Georges-Henri Soutou

Jean-Marie Soutou, Altiero Spinelli et le Manifeste des Résistants
européens de 1944 459

**VI. Die Grenzen in Europa überwinden: Wege zur politischen Einigung
des Kontinents seit 1945**

Sylvain Schirmann

Les syndicats français et la construction européenne 1950–1973 471

Philip Bajon

Renaissance eines „vergessenen Europäers“. Erinnerungen an Walter
Hallstein 481

August H. Leugers-Scherzberg

Herbert Wehner, das Monnet-Komitee und die europapolitische Wende
der SPD 1956/57. 491

Sümeyra Kaya

Der türkische Gesellschaftsdiskurs der 50er Jahre vor dem Hintergrund
des staatlichen Europäisierungsprozesses 507

N. Piers Ludlow

The British Are Coming. The arrival and impact of the first cohorts of
British fonctionnaires in the European Commission. 517

Gabriele Clemens

„To speak with one voice“? Großbritannien, die EPZ und der Fall Zypern,
1974/1975 531

Henning Türk

Die Europäische Gemeinschaft und die Gründung der Internationalen
Energie-Agentur 1974 547

Kiran Klaus Patel

Das Programm Kulturhauptstadt Europas. Zum Zusammenspiel von
Expertise und Integration seit den 1980er Jahren. 559

VII. Alte und neue Krisen der Europäischen Gemeinschaft

Gérard Bossuat

Les anti-Européens traditionnels et nouveaux, l’Europe des eurosceptiques 573

Hartmut Kaelble

Politisierung und Identifizierung mit der Europäischen Union während der
1980er und 1990er Jahre 587

Claus Leggewie

Phönix aus der Asche? Region ohne Form: Für eine neue Mittelmeerunion 599

Anjo G. Harryvan and Jan van der Harst

Support for EU Membership and the 2012 General Elections: On the Tenacity of the Permissive Consensus in the Netherlands 613

Guido Thiemeyer

Die Rückkehr der Deutschen Frage? Eine politische Interpretation der europäischen Verschuldungskrise 623

VIII. Kirchen und internationale Geschichte

Frank Becker

Christliche Kirchen und radikaler Nationalismus im Deutschen Kaiserreich – eine Skizze 645

Martin Greschat

Christentum und Erster Weltkrieg – Versuch eines globalen Überblicks . . . 659

Baldur Hermans

„Und ein’ für Kaiser“. Eine kolonialpolitische Erpressung: Die Abberufung des Apostolischen Präfekten Hermann Bücking aus Togo im Jahre 1907 . . . 679

Wilfried Loth

Schriftenverzeichnis (1975–2013) 697

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren 713



W. Koeth

Tabula gratulatoria

Peter Alter, Köln
Arnold Angenendt, Münster
Michaela Bachem-Rehm, Duisburg-
Essen
Frank Bajohr, Hamburg
Philipp Bajon, Jerusalem
Charles Barthel, Luxembourg
Frank Becker, Duisburg-Essen
Markus Bernhardt, Duisburg-Essen
Marie-Thérèse Bitsch, Strasbourg
Dirk Blasius, Essen
Wolfgang Blösel, Duisburg-Essen
Ulrich Borsdorf, Düsseldorf
Gérard Bossuat, Cergy-Pontoise
Stefan Brakensiek, Duisburg-Essen
Gerhard Brunn, Köln
Eric Bussière, Paris
Elena Calandri, Padua
Gabriele Clemens, Hamburg
Justus Cobet, Duisburg-Essen
Eckart Conze, Marburg
Wilhelm Damberg, Bochum
Anne Deighton, Oxford
Simone Derix, München
Dan Diner, Jerusalem/ Leipzig
Anselm Doering-Manteuffel, Tübingen
Jost Dülffer, Köln
Michel Dumoulin, Louvain
Jean-François Eck, Lille
Brigitte Fahlbruch, Essen
Alexei Filitov, Moskau
Amalie Föbel, Duisburg-Essen
Ewald Frie, Tübingen
Michael Gehler, Hildesheim
Carine Germond, Portsmouth
Dieter Geuenich, Denzlingen
Martin Greschat, Gießen
Heinrich Theodor Grütter, Essen
Wolf D. Gruner, Rostock/ Hamburg
Fernando Guirao, Barcelona
Helga Haftendorn, Berlin
Hans-Werner Hahn, Jena
Marc Hanisch, Bochum
Anjo G. Harryvan, Groningen
Jan van der Harst, Groningen
Christine Hatzky, Hannover
Regina Hauses, Duisburg-Essen
Baldur Hermans, Essen
Veronika Heyde, Koblenz
Claudia Hiepel, Duisburg-Essen
Andreas Holzem, Tübingen
Stephanie Hück, Essen
Achim Hurrelmann, Ottawa
Konrad Jarausch, Chapel Hill/ Pots-
dam
Hartmut Kaelble, Berlin
Jochen-Christoph Kaiser, Willingshau-
sen
Wolfram Kaiser, Portsmouth
Sümeyra Kaya, Duisburg
Adolf Kimmel, St. Ingbert
Bärbel Kuhn, Siegen
Gerd und Ludmilla Krüger, Augsburg
Frank-Michael Kuhleemann, Dresden
Ulrich Lappenküper, Friedrichsruh/
Hamburg
Johnny Laursen, Aarhus
Claus Leggewie, Essen
August H. Leugers-Scherzberg, Saar-
brücken
Margret Löbbert-Urhahn, Essen
N. Piers Ludlow, London
Klaus-Michael Mallmann, Ludwigs-
burg
Reiner Marcowitz, Metz
Christoph Marx, Duisburg-Essen
Jürgen Mittag, Köln
Stefan Müller, Duisburg-Essen
Werner Müller, Dannstadt-Schauern-
heim
Wolfgang Müller, Saarbrücken
Paul Münch, Bisingen-Wessingen

Gottfried Niedhart, Mannheim
Meung-Hoan Noh, Seoul
Jürgen Osterhammel, Konstanz
Kiran Klaus Patel, Maastricht
Barbara Patzek, Duisburg-Essen
Stefanie Paufler-Gerlach, Aachen
Nicolae Paun, Cluj-Napoca
André Postert, Köln
Angela Romano, London
Bernd Rother, Berlin
Benjamin Scheller, Duisburg-Essen
Lucia Scherzberg, Saarbrücken
Axel Schildt, Hamburg
Sylvain Schirmann, Strasbourg
Ute Schneider, Duisburg-Essen

Klaus Schwabe, Aachen
Georges-Henri Soutou, Paris
Rolf Steininger, Innsbruck
Guido Thiemeyer, Cergy-Pontoise
Gilbert Trausch, Luxembourg
Henning Türk, Duisburg-Essen
Antonio Varsori, Padua
Sabine Voßkamp, Essen
Wolfgang Wessels, Köln
Odd Arne Westad, London
Andreas Wilkens, Metz
Astrid Windus, Hamburg
Wichard Woyke, Münster
Clemens A. Wurm, Berlin
Ruprecht Ziegler, Kaarst

Vorwort

Anlässlich seiner Emeritierung möchten wir Wilfried Loth diese Festschrift zueignen, deren Titel so gewählt ist, dass sie mehrere Merkmale seines wissenschaftlichen Schaffens anspricht. Die Geschichte Europas und die internationale Geschichte sind zwei übergreifende Forschungsfelder, die in der einen oder anderen Weise eine Vielzahl seiner weitgespannten Interessen berühren und ineinandergreifen. Teilungen überwinden – diese Formel ist programmatisch zu verstehen, reflektiert sie doch den Anspruch politischer Relevanz zeithistorischer Forschung. Das Erkenntnisinteresse an historischen Phänomenen speist sich immer auch aus dem Interesse an ihrer Verlängerung in die Gegenwart hinein. Aufgabe des Historikers ist es nicht zuletzt, sich in die tagespolitische Debatte einzumischen, wie Wilfried Loth es in seinen zahlreichen Wortmeldungen in Tages- und Wochenzeitungen getan hat.

Seine erste und nachhaltigste wissenschaftliche Verbundenheit gilt Frankreich. Das kommt nicht von ungefähr. 1948 im Saarland geboren, war ihm die Nähe zu Frankreich gewissermaßen geographisch-kulturell in die Wiege gelegt. Die deutsch-französische Konfliktgeschichte und ihre europäische Einhegung waren mit einer Zeitzeugenschaft verbunden, aus der nicht notwendigerweise eine professionelle Beschäftigung resultieren musste. Sein Geschichtsstudium in Saarbrücken brachte ihn dann mit Walter Lipgens zusammen, der, gerade neu auf den dortigen Lehrstuhl für Neuere Geschichte berufen, die europäische Integrationsforschung überhaupt als Disziplin etablierte. Lipgens regte Wilfried Loth zu seiner Studie über das Verhältnis von Internationalismus und Sozialismus bei den französischen Sozialisten an, die sich mit deren Vorstellungen über eine europäische Nachkriegsordnung beschäftigte. 1974 wurde er mit dieser Arbeit bei Lipgens promoviert. Als dessen Assistent begleitete er die Entstehung von Pionierstudien zur europäischen Einigungsgeschichte, die Loth nach Lipgens' plötzlichem Tod 1984 abschloss. In der Saarbrücker Zeit begann auch die Beschäftigung mit der Geschichte des Kalten Krieges. „Die Teilung der Welt“, 1980 erstmals veröffentlicht, ist bis heute ein Klassiker der Internationalen Geschichte geblieben, der mehrfach neu aufgelegt und in englischer und rumänischer Übersetzung vorliegend über das eigentliche Fachpublikum hinaus auf breites öffentliches Interesse stieß. In seiner Habilitation 1983 wandte Wilfried Loth sich dann der deutschen Geschichte zu. Seine Arbeit über das katholische Zentrum stellte eine längst überfällige und viel beachtete Neubewertung des politischen Katholizismus in Politik und Gesellschaft des wilhelminischen Kaiserreichs dar. Nach kurzen Stationen auf Professuren für Politikwissenschaft an der FU Berlin und der Universität Münster folgte Wilfried Loth dann 1986 dem Ruf auf die Professur für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Essen, die bis zum heutigen Tag seine Wirkungsstätte sein sollte.

Wilfried Loth ist einer der produktivsten Historiker seiner Generation. Das Saarland, Frankreich, Deutschland, Europa und die internationale Geschichte

sind die Koordinaten, mit denen sich seine Forschungsfelder abstecken lassen. In den letzten Jahren hat er sich verstärkt um eine theoretische und methodische Verortung der Internationalen Geschichte bemüht, die er jenseits alter und neuer Denkschulen undogmatisch in ihrer „Vielschichtigkeit“ zu verstehen sucht. Der Oldenbourg-Verlag ist mit der von ihm mitverantworteten Reihe „Studien zur Internationalen Geschichte“ eine wichtige pluralistische Plattform für dieses Anliegen geworden. Wilfried Loth „schont keine heiligen Kühe“, so schrieb 1980 ein Rezensent über den damals „jungen deutschen Historiker“, der gerade seine Darstellung zum Kalten Krieg veröffentlicht hatte, in der er „die Argumente beider Seiten unparteiisch abwägt und von einer, gewissermaßen europäischen dritten Position aus viele Fakten neu bewertet.“¹ Wilfried Loths historische Arbeitsweise ist damit treffend charakterisiert: Politisch denkend, aber ohne ideologische Scheuklappen ist das „Vetorecht der Quelle“ für ihn Richtschnur historischen Argumentierens. Mit diesem Anspruch ist er auch für seine Schülerinnen und Schüler Vorbild. Wilfried Loth war immer auch ein streitbarer Historiker, der mit seinen Deutungen Kontroversen ausgelöst hat. Manches hat eher historische Fachkreise interessiert wie es bei der Debatte über die Rolle des Milieus für den deutschen Katholizismus der Fall war. Anderes hat ebenso eine breitere Öffentlichkeit angesprochen wie der Streit um Stalins Deutschlandpolitik und die Stalin-Noten. Doch auch nach den kontrovers aufgenommenen Veröffentlichungen Wilfried Loths zu diesem Thema muss die Geschichte der deutschen Teilung nicht völlig neu geschrieben werden – eine Intention, die manch ein Kontrahent dem Autor auf dem Höhepunkt der Debatten über „Stalins ungeliebtes Kind“ unterstellte. Auch Aufregung hat ihre Konjunkturen und hat einem souveräneren, offeneren Umgang mit der deutsch-deutschen Geschichte Platz gemacht, woran Wilfried Loth einen nicht geringen Anteil hatte.

Als ein international weithin sichtbarer, auf internationalen Kongressen und Tagungen gefragter Zeithistoriker, ist Wilfried Loth die Europäisierung der deutschen Geschichtswissenschaft ein wichtiges Anliegen. Seit 2000 ist er Vorsitzender des „European Union Liaison Committee of Historians“, einer Gruppe europäischer Historiker, die sich mit der Geschichte des europäischen Einigungsprozesses beschäftigt. In dieser Zeit hat sich die Integrationsforschung etabliert und einen deutlich wahrnehmbaren Aufschwung in den Geschichtswissenschaften in Deutschland und andernorts erfahren. Und jüngst ist Wilfried Loth noch einmal in die Pflicht genommen worden als Präsident des Deutsch-französischen Historikerkomitees. Die Belange des Wissenschaftsstandortes Essen hat er dabei nicht aus dem Blick verloren. Die Zeiten des Umbruchs des Historischen Institutes und der Universität selbst hat er aktiv mitgestaltet, zuletzt im Hochschulrat der Universität Duisburg-Essen. Von 1993 bis 1997 hat er als Präsident des Kulturwissenschaftlichen Instituts in Essen, dessen Vorstand er bis heute angehört, den Ausbau

¹ Karl-Heinz Janßen, Vor einem Zweiten Kalten Krieg? Ein notwendiger Beitrag zur Entspannungspolitik, in: Die Zeit 5. 9. 1980.

dieser Einrichtung zu einem interdisziplinären Forschungskolleg für Geistes- und Kulturwissenschaften vorangebracht.

Dass der Aufruf zur Beteiligung an der Festschrift unter der deutschen und internationalen Kollegenschaft auf so große Resonanz gestoßen ist, werten wir als Ausdruck der hohen Wertschätzung Wilfried Loths im In- und Ausland. Unser Dank geht an die Autorinnen und Autoren für ihre Mitarbeit an diesem Sammelband. Darunter sind viele Mitstreiter und Weggefährten, die mit Wilfried Loth Forschungsinteressen und -ansätze teilen. Darunter sind auch zahlreiche Schülerinnen und Schüler zu finden, die Wilfried Loth zu ihren eigenen Forschungsarbeiten angeregt hat, und denen er stets die notwendige Unterstützung wie auch intellektuelle Freiheit zur Realisierung ihrer Projekte gegeben hat. Viele von ihnen sind gerne unserem Aufruf gefolgt. Ohne die großzügige finanzielle Unterstützung des Vorhabens durch das Kulturwissenschaftliche Institut, das Rektorat der Universität Duisburg-Essen, das Dekanat der Fakultät für Geisteswissenschaften und die Sparkasse Essen wäre die Drucklegung der Schrift nicht möglich gewesen. Dem Oldenbourg-Verlag möchten wir für die Aufnahme des Bandes in sein Verlagsprogramm danken und insbesondere der Lektorin Julia Schreiner für die diskrete Unterstützung bei der Realisierung des Projektes. Korrekturarbeiten und die Vereinheitlichung der Manuskripte hat David Passig sehr umsichtig und aufmerksam erledigt. Für die Finanzierung dieser Stelle möchten wir uns beim Historischen Institut der Universität Duisburg-Essen bedanken. Stephanie Hück hat an den letzten Details gefeilt und für die nötige Geheimhaltung gesorgt.

Wilfried Loth mag es nicht, große Umstände um seine Person zu machen. Mit diesem Großprojekt einer umfangreichen Festschrift lässt sich dies nun allerdings nicht vermeiden. Wir hoffen aber, ihm damit eine nachhaltige Freude zu bereiten und wünschen ihm vor allem eine lange produktive Schaffensperiode als entpflichteter Professor.

Essen, im April 2013

Claudia Hiepel – Henning Türk – Michaela Bachem-Rehm

Vom Umgang mit (Zeit-)Geschichte

Ewald Frie

Das 19. Jahrhundert – Zeitgeschichte?

2005 hat Wilfried Loth einen längeren Handbucharartikel mit dem Titel „Zeitgeschichte“¹ verfasst. Er beginnt mit dem „Interesse an der Zeitgeschichte“ und definiert zunächst implizit seinen Gegenstand als die jeweils jüngste Vergangenheit, die vom unmittelbaren Interesse der Gegenwärtigen her in den Blick kommt. Im zweiten Kapitel „Epochengrenzen“ macht er die Definition explizit und schließt sich Hans Rothfels berühmter Definition aus dem Jahre 1953 an, Zeitgeschichte sei die „Epoche der Mitlebenden“, ähnlich, wie die Zeitschrift *Contemporary British History* von der Geschichte „within living memory“ spricht. Für Rothfels bedeutete das die Geschichte seit dem Ersten Weltkrieg. Loth weist allerdings darauf hin, dass diese chronologische Entscheidung sich nicht zwingend aus der Definition „Epoche der Mitlebenden“ ergebe. Außerdem zeige der internationale Vergleich, dass die chronologischen Abgrenzungen zwischen der Zeitgeschichte und der sich anschließenden zweitjüngsten Geschichte keineswegs der „living memory“ der jeweiligen Zeitgenossen folgten.

An diese Überlegungen Loths schließt der folgende Aufsatz an. Er nimmt die Grenze zwischen jüngster und zweitjüngster Geschichte von der anderen Seite in den Blick. Das 19. Jahrhundert gehörte schon für Rothfels nicht mehr zur Geschichte der Mitlebenden. Aber auch in seiner Logik muss es immerhin schon einmal Zeitgeschichte gewesen sein, dann aber aufgehört haben, zur Zeitgeschichte zu gehören. Die hier verfolgte These ist nun, dass das 19. Jahrhundert mehrfach aus der deutschen Zeitgeschichte heraus- und wieder in sie hineingeschrieben worden ist, und zwar in Abhängigkeit vom Interesse der Gegenwärtigen und einer daraus folgenden spezifischen Sicht auf das 19. Jahrhundert. Entsprechend dieser Argumentation ist der folgende Text gegliedert. Ich beginne mit der Frage, was im 19. Jahrhundert unter Zeitgeschichte verstanden wurde. Ich werde dann das wechselvolle Verhältnis zwischen dem 19. Jahrhundert und der deutschen Zeitgeschichte in drei Phasen beschreiben. Überlegungen dazu, was dieses wechselvolle Verhältnis für die Zeitgeschichte und das 19. Jahrhundert bedeutet, stehen am Ende des Textes.

¹ *Wilfried Loth, Zeitgeschichte*, in: Michael Maurer (Hrsg.), *Aufriß der Historischen Wissenschaften*. Bd. 1: Epochen. Stuttgart 2005, S. 406–477. Der folgende Text basiert auf meiner Tübinger Antrittsvorlesung 2009. Er verarbeitet zwölfjährige Erfahrungen in Essen: Als Historiker mit Arbeitsschwerpunkten im 19. und 18. Jahrhundert war ich dort zunächst Assistent von Wilfried Loth, dann Hochschuldozent. Im Kolloquium *Neuere Geschichte* waren die vom jeweiligen Arbeitsschwerpunkt geprägten Perspektiven auf Geschichte, Neuere Geschichte und Zeitgeschichte ein stetig mitlaufendes Thema.

„Zeitgeschichte“ als Begriff des 19. Jahrhunderts

Der Begriff Zeitgeschichte erhob um 1800 einen diachronen wie einen synchronen Anspruch. Reinhart Koselleck² zitiert Campe, bei dem es heißt, die Zeitgeschichte sei

1) Die Geschichte überhaupt, der Zeitfolge nach geordnet; chronologische Geschichte [*der diachrone Anspruch, die Notwendigkeit, Geschichten in eine Zeitfolge zu bringen, Ordnung zu stiften von einer gegenwärtigen Frage her*] 2) Die Geschichte einer gewissen Zeit, besonders unserer Zeit, der neuesten Zeit, wie auch, eine einzelne Geschichte unserer oder der gegenwärtigen Zeit [*der synchrone Anspruch*].

Der diachrone Anspruch ist im 19. Jahrhundert in den Kollektivsingular „Geschichte“ eingegangen. Seit der Kollektivsingular „Geschichte“ existiert, ist alle Geschichte im Sinne der diachronen Begriffsbestimmung Campes Zeitgeschichte, Ordnung der Geschichten in der Zeit. Der Begriff Zeitgeschichte ist freilich geblieben. Ausgehend vom synchronen Anspruch im Sinne Campes hat er ein Eigenleben neben dem Begriff Geschichte zu führen begonnen. Zeitgeschichte betonte die Notwendigkeit, die immer wieder neuartigen Geschichten immer wieder neu vom Fragehorizont der Gegenwart her entlang der Zeitfolge zu ordnen. Das wird von nun an in immerwährender Spannung zum sich entwickelnden Anspruch wissenschaftlicher Geschichtsschreibung stehen, die Ordnung in größerer Unabhängigkeit vom Standpunkt des jeweiligen Betrachters aus herzustellen. Schauen wir nun auf die tatsächliche Verwendung des Begriffs „Zeitgeschichte“ während des 19. Jahrhunderts, so ergeben sich, wenn wir eine andere Koselleck'sche Systematik applizieren, vier verschiedene Fälle. Zeitgeschichte behandelt vergangene Gegenwarten und gegenwärtige Vergangenheiten, diese aber in zweierlei Hinsicht: als gesamte Geschichte oder als eine einzelne Geschichte.

1) Unter den Büchern, die den Begriff „Zeitgeschichte“ im Titel führen, behandeln einige einzelne Geschichten vergangener Gegenwarten. Sie verbinden diese über den Begriff „Zeitgeschichte“ mit dem Allgemeinen der Geschichte einer vergangenen Zeit. Hans Andreas schreibt – allerdings erst 1934 – in seiner Biographie Philipps von Nathusius:

Wenn Nathusius hier zum Gegenstand einer eingehenden historischen Untersuchung gemacht wird, so interessiert dabei nicht so sehr seine geistige Individualität oder der Wert seiner Persönlichkeit an sich, er interessiert vielmehr als Repräsentant der Zeitgeschichte und bestimmter geistiger und politischer Richtungen, in dem diese zwar nicht ihre Kulmination, aber doch immerhin einen nicht unbedeutenden Niederschlag gefunden haben.³

² Reinhart Koselleck, Stetigkeit und Wandel aller Zeitgeschichten. Begriffsgeschichtliche Anmerkungen, in: ders., Zeitschichten. Studien zur Historik. Frankfurt a. M. 2000, S. 246–264. Das folgende Campe-Zitat ebd., S. 255.

³ Hans Andres, Philipp von Nathusius. Seine Persönlichkeit und seine Ideen im Spiegel der Zeitgeschichte (1815–1850). Diss. phil. Berlin. Düsseldorf 1934, S. 3.

August Eberlin, Stadtpfarrer von Schopfheim, stellt 1878 die Geschichte seiner Stadt Schopfheim „im Zusammenhang mit der Zeitgeschichte“⁴ dar. Der Begriff Zeitgeschichte ordnet so den Zeitgenossen seiner Zeit zu. Er bildet die Brücke zwischen Besonderem und Allgemeinem. Sie wird benutzt von Spezialforschern oder auch von Populärhistorikern, die die Relevanz, wie wir heute sagen würden, ihres Themas deutlich machen wollen.

2) Eine zweite Gruppe von Titeln verwendet „Zeitgeschichte“ als Bezeichnung für die Geschichte vergangener Gegenwarten insgesamt. Sie nutzt diese Zeitgeschichte, um neue Aufschlüsse über einen bisher nur als isolierte Einzelgeschichte untersuchten Gegenstand zu gewinnen. Der Weg geht hier also vom Allgemeinen, das „Zeitgeschichte“ genannt wird, zum Speziellen. Walther E. Köhler untersucht „Luthers Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation im Spiegel der Kultur- und Zeitgeschichte“, um dadurch, so der Titel weiter, einen „Beitrag zum Verständnis dieser Schrift Luthers“⁵ zu leisten. Zahlreiche Titel dieser Gruppe, die alle erst nach 1860 erschienen sind, entstammen dem Bereich der Theologie. Hier behandelt Ed. Riehm „Die messianische Weissagung. Ihre Entstehung, ihr zeitgeschichtlicher Charakter und ihr Verhältnis zu der neutestamentlichen Erfüllung“. Franz Delitzsch will 1868 durch die „Untersuchung des Handwerkerlebens zur Zeit Jesu“ einen „Beitrag zur neutestamentlichen Zeitgeschichte“⁶ leisten. Hintergrund dieses zeitgeschichtlichen Booms ist das Durchschlagen der geschichtswissenschaftlichen Erkenntnismethode auf die Theologie. Sie wird in der Historismusforschung regelmäßig am Beispiel der Leben-Jesu-Forschung unter Verweis auf David Friedrich Strauß expliziert.⁷ Der Begriff „Neutestamentliche Zeitgeschichte“ verweist aber auf einen anderen Entstehungszusammenhang: 1862 publizierte Theodor Föhlein postum die Vorlesungen seines akademischen Lehrers Matthias Schneckenburger „über neutestamentliche Zeitgeschichte“. Sie sei „die gleichzeitige Geschichte, gleichsam der historische Rahmen für dieselbe [die neutestamentliche Geschichte, E.F.], der äussere Boden, auf welchem sich die neutestamentliche Geschichte fortbewegt, oder Geschichte der Zeit, in welcher die neutestamentlichen Begebenheiten vorfielen.“⁸ Schneckenburger führte in seiner Vorlesung Wissensbestände aus der allgemeinen Geschichte mit solchen aus der Archäologie und der Kirchengeschichte zusammen. Er begründete dies mit der besonderen Bedeutung, die die Kenntnis des historischen Umfeldes „für die theo-

⁴ August Eberlin, Geschichte der Stadt Schopfheim im Zusammenhang mit der Zeitgeschichte. Schopfheim 1878.

⁵ Walther E. Köhler, Luthers Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation im Spiegel der Kultur- und Zeitgeschichte. Ein Beitrag zum Verständnis dieser Schrift Luthers. Halle/Saale 1895.

⁶ Franz Delitzsch, Handwerkerleben zur Zeit Jesu. Ein Beitrag zur neutestamentlichen Zeitgeschichte. Erlangen 1868.

⁷ Vgl. Annette Wittkau, Historismus. Zur Geschichte des Begriffs und des Problems. Göttingen 1992, S. 102–107.

⁸ Matthias Schneckenburger, Vorlesungen über neutestamentliche Zeitgeschichte. Aus dessen handschriftlichem Nachlass herausgegeben von Dr. Theodor Föhlein. Frankfurt a.M. 1862, S. 1. Das folgende Zitat ebd., S. 2.

logische Erkenntnis“ besitze. Relativ rasch und im Einklang mit der zunehmenden Bedeutung des Historismus entwickelte sich in der Folgezeit die theologische Disziplin der neutestamentlichen Zeitgeschichte. Emil Schürer, der bereits 1874 ein „Lehrbuch der neutestamentlichen Zeitgeschichte“ publizierte, betonte, dass „auch die heilige Geschichte nicht ausserhalb, sondern innerhalb des Zusammenhangs allen zeitlichen Geschehens“ stehe. „Ein historisches Verständnis der heiligen Geschichte wird daher immer nur zu gewinnen sein in dem Maasse, als man die Geschichte der Zeit und insbesondere des Volkes kennt, innerhalb deren die heilige Geschichte verläuft. Auf dieser unläugbaren Tatsache beruht die Berechtigung unserer Disciplin.“⁹ Die erste akademische Institutionalisierung von Zeitgeschichte, das sollten wir im Vorübergehen festhalten, erfolgte in den Theologien. Die Konjunktur des Begriffs Zeitgeschichte war hier mit der Konjunktur des Historismus verbunden. Biblische Zeitgeschichte ist nach wie vor eine akademische Disziplin, in der Qualifikationsarbeiten geschrieben und Lehrstühle besetzt werden. Die Wissenschaftliche Buchgesellschaft hat 2006 eine Einführung in die neutestamentliche Zeitgeschichte publiziert, die 2011 in die zweite Auflage ging.¹⁰

3) Eine dritte Gruppe von Titeln verwendet „Zeitgeschichte“, um jeweils aktuelle Gegenwarten mit für sie relevanten Vergangenheiten zu versehen. Geboten wird dabei regelmäßig eine einzelne, für die Gegenwart möglicherweise besonders bedeutsame Vergangenheitsgeschichte, für die der Erzähler als Zeitgenosse sich verbürgen kann. Ein berühmtes frühes Beispiel bildet „Der Socialismus und Communismus des heutigen Frankreichs. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte“, den Lorenz von Stein 1842 erstmals publizierte. Aber in diese Kategorie fallen auch viele mediokre Titel. 1800 – ein ganz frühes Beispiel – wurden in Jena „Anekdoten, Charakterzüge und Reflexionen zur Beleuchtung der neuesten Zeitgeschichte mit prüfender Auswahl gesammelt von einem Unparteyischen“ gedruckt. 1919 publizierte Ferdinand Runkel in Leipzig „Die deutsche Revolution. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte“. Noch mitten im Ereignisstrom wollte er „die Leitgedanken und Leitereignisse der weltgeschichtlichen Umwälzung“¹¹ festhalten. „Der weitere Ausbau ist einer ruhigeren Stunde vorbehalten“, schrieb er im Vorwort.

4) Mitten im Ersten Weltkrieg und deutlich unter dem Eindruck des Krieges verfasste Justus Hashagen 1915 das Büchlein „Das Studium der Zeitgeschichte“. Sein ambitioniertes, aber nicht sehr stringentes Konzept lief darauf hinaus, die Gegenwart insgesamt neu zu historisieren. Zeitgeschichte sollte „Gegenwartsgeschichte“ im Sinne gegenwartsbedeutsamer Geschichte sein.¹² Das unterscheidet

⁹ *Emil Schürer*, Lehrbuch der neutestamentlichen Zeitgeschichte. Leipzig 1874, S. 2. Das vorstehende Zitat ebd., S. 1.

¹⁰ *Bernd Kollmann*, Einführung in die Neutestamentliche Zeitgeschichte. 2. Aufl. Darmstadt 2011.

¹¹ *Ferdinand Runkel*, Die deutsche Revolution. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte. Leipzig 1919, S. VI. Das folgende Zitat ebd.

¹² *Justus Hashagen*, Das Studium der Zeitgeschichte. Bonn 1915. Eine neue Variante dieses Arguments präsentiert *Peter Catterall*, What (if anything) is distinctive about Contemporary History? in: JContH 32, 1997, S. 441–452.

sie von der übrigen, der „Vergangenheitsgeschichte“. Zeitgeschichte als Gegenwartsgeschichte wurde notwendig, weil die Gegenwart des Krieges sich von aller Vergangenheit grundsätzlich zu unterscheiden schien. Historiker mussten hier einspringen, um die Gegenwart kompetent mit der Vergangenheit zu verknüpfen. Nur so konnten die gegenwärtig Handelnden Orientierung gewinnen. Zeitgeschichte solle den „politische[n] Dilettantismus“ bekämpfen, indem sie Politik und Diplomatie mit dem Wissen versorge, das zum Verständnis der Gegenwart und zur politischen Urteilsbildung nötig sei. Zeitgeschichte könne daher weder zeitlich noch räumlich noch thematisch beschränkt werden. Sie betreffe Politik, Wirtschaft und Kultur, Deutschland, Europa und Außereuropa, die Gegenwart, die gegenwartsnahe wie die gegenwartsferne Geschichte. Einziges Kriterium sei der Informationsbedarf der gegenwärtig politisch, diplomatisch und auch pädagogisch Handelnden. Der universale Wissenschaftsanspruch der Historiker, den wir bei den vergangenen Gegenwarten am Beispiel der Theologie kennen gelernt haben, wird hier auf die gegenwärtig Handelnden und Entscheidenden zugeschnitten. Zeitgeschichte ist nicht nur Geschichte der Gegenwart, sie ist auch Geschichte für die Gegenwart. Hier kommen wir also zum vierten der mit Koselleck'scher Systematik ausgemachten Fälle von Zeitgeschichte: die gesamte Geschichte wird zum Reservoir für das Verständnis der als grundsätzlich neu empfundenen und daher historisierungsbedürftigen Gegenwart. Aus diesem Fall ist das akademische Fach „Zeitgeschichte“ hervorgegangen. Wissenschaftliche Zeitgeschichte im Sinne Hashagens vereint den synchronen und den diachronen Aspekt der Zeitgeschichte unter dem Eindruck des politischen Bruchs, den der Erste Weltkrieg für die Zeitgenossen bedeutete.¹³

Unter den Historikern war ein solches Konzept nicht unumstritten. Hashagen diskutierte denn auch Einwände aus der Geschichtswissenschaft gegen eine zu gegenwartsnahe Geschichte (Quellenarmut, fehlende Distanz, Gegenwart sei nicht Geschichte). Er setzte dagegen, dass nur Historiker über die Kompetenz verfügten, die gegenwärtig Handelnden mit solidem Vergangenheitswissen zu versorgen. Der Historiker habe „ein Recht und eine Pflicht, diese für die Zukunft unentbehrliche Gattung geschichtlicher Überlieferung zu mehren und zu veredeln.“ Die geschichtswissenschaftliche Methodik müsse für die Politik fruchtbar gemacht werden. Die Geschichtswissenschaft, die im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts benachbarte Wissenschaften wie Jurisprudenz, Nationalökonomie, Philosophie

¹³ Walter Benjamin 1936 rückblickend: „Die Erfahrung ist im Kurse gefallen. Und es sieht so aus, als fielen sie weiter ins Bodenlose. Jeder Blick in die Zeitung erweist, daß sie einen neuen Tiefstand erreicht hat, daß nicht nur das Bild der äußern, sondern auch das Bild der sittlichen Welt über Nacht Veränderungen erlitten hat, die man niemals für möglich hielt. Mit dem Weltkrieg begann ein Vorgang offenkundig zu werden, der seither nicht zum Stillstand gekommen ist.“ Zit. n. *Michael Makropoulos*, Krise und Kontingenz. Zwei Kategorien im Modernitätsdiskurs der Klassischen Moderne, in: Moritz Föllmer/Rüdiger Graf (Hrsg.), Die „Krise“ der Weimarer Republik. Zur Kritik eines Deutungsmusters. Frankfurt a. M./New York 2005, S. 45–76, hier 48.

oder eben Theologie penetriert hatte, sollte auch das Feld der Politik wissenschaftlich unterfüttern.

Der Historismus ist in einigen neueren Einführungen für die späte Durchsetzung der Zeitgeschichte in Deutschland verantwortlich gemacht worden.¹⁴ Das Gegenteil, so scheint mir, ist der Fall. Erstens ist die Zeitgeschichte im internationalen Vergleich in Deutschland besonders früh durchgesetzt worden. Zweitens führt der Begriff der Zeitgeschichte seit 1800, und besonders deutlich im Fall der Theologie, das Element der Zuordnung eines Ereignisses oder einer Geschichte in das – diachron oder synchron gedachte – Gesamte der Geschichte mit sich. Drittens ging mit der Verwissenschaftlichung der Geschichte der Anspruch zur Historisierung der Gegenwart einher. Dieser Anspruch ist seit Mitte des 19. Jahrhunderts faktisch immer erhoben worden.¹⁵ Führende deutsche Historiker wie Heinrich von Treitschke, Otto Hintze und Gerhard Ritter haben in dieser Weise gehandelt. „Mit den jüngeren Historikern der Reichsgründungsära rückte die nationale Zeitgeschichte in das Zentrum der Geschichtswissenschaft“¹⁶, so Wilfried Loth. Hashagen hat den Anspruch der wissenschaftlichen Zeitgeschichte auf Gegenwartsdeutung 1915 erstmals ausdrücklich und programmatisch formuliert. Für Orientierung im politischen Umbruch könne nur der Historiker sorgen. Mit Hashagens Büchlein waren der Bedeutungsgehalt der Zeitgeschichte, wie er um 1800 von Campe skizziert wurde, ausgereizt. Die der Gegenwart notwendige Vergangenheit im Ganzen war Zeitgeschichte.

Das 19. Jahrhundert als Zeitgeschichte – Teil 1

Anstatt nach dem Begriff können wir auch nach der Sache selbst fragen: Seit wann ist das 19. Jahrhundert als gegenwartsnahe Geschichte für sich begriffen worden? Wie lange hat es den Charakter der gegenwartsnahen Geschichte behalten?

Um 1800 war den Zeitgenossen klar, dass die eigene Zeitgeschichte grundsätzlich anders war als die Zeitgeschichte früherer Generationen. Die Französische Revolution wurde – vielleicht nicht 1789, aber doch 1792/93 oder spätestens mit dem Aufstieg Napoleons – als ein wirklicher Einschnitt begriffen. Dabei vereinigte sich das Wissen um die politische Zäsur mit der sprachgeschichtlich feststellbar neuen Vorstellung davon, dass die Zeit selbst ihre Qualität geändert hatte, gewis-

¹⁴ *Gabriele Metzler*, Einführung in das Studium der Zeitgeschichte. Paderborn u. a. 2004, S. 20; *Michael Fröhlich*, Zeitgeschichte. Konstanz 2009, S. 19–21 (unter der Kapitelüberschrift „Der Historismus als Hindernis“). Auch *Kristina Spohr Readman*, Contemporary History in Europe. From Mastering National Pasts to the Future of Writing the World, in: JContH 46, 2011, S. 506–530, hier 508–510.

¹⁵ Vgl. *Ernst Schulin*, Zeitgeschichtsschreibung im 19. Jahrhundert, in: Festschrift für Hermann Heimpel zum 70. Geburtstag am 19. September 1971, hrsg. v. den Mitarbeitern des Max-Planck-Instituts für Geschichte. Bd. 1. Göttingen 1971, S. 102–139.

¹⁶ *Loth*, Zeitgeschichte, S. 424.

sermaßen ins Rollen gekommen war, ohne noch einen festen Zielpunkt zu besitzen. Mit der „Zeitgeschichte“ begann auch der Aufstieg des Begriffs „Zeitgeist“¹⁷.

Zeitgeschichte war dementsprechend zunächst Beschäftigung mit der Französischen Revolution und deren Folgen.¹⁸ Sie war nicht national, sondern ging von der weltgeschichtlichen Zäsur 1789 aus. Eine solche Geschichte bediente die gegenwartsgebundenen Interessen deutscher und national gesinnter Zeitgenossen des 19. Jahrhunderts freilich wenig. Nach 1848 hatte die jüngste Vergangenheit zudem wenig Erbauliches zur Orientierung der gegenwärtig Handelnden zu bieten. Die Historiker behalfen sich, indem sie den Horizont entweder nach hinten oder zur Seite erweiterten. Droysen versuchte, den deutschen Beruf Preußens mit einer weit ausholenden Geschichte der preußischen Politik zu erweisen. Georg Gottfried Gervinus schrieb eine Weltgeschichte des 19. Jahrhunderts. Die erfolgreiche Nationalstaatsgründung verengte dann den Blick der Historiker auf die nationale Geschichte, gab gewissermaßen Droysen recht und desavouierte Gervinus. Die Begründung des Deutschen Reiches wurde zum zentralen Thema der deutschen Historiker der jüngsten Vergangenheit. Von der Reichsgründung her erhielt das 19. Jahrhundert einen Sinn. 1806 wurde zum notwendigen Fall, der den Aufstieg Deutschland einleitete. Ohne Jena kein Sedan – auf diese Formel lassen sich Äußerungen Treitschkes und auch Otto von Bismarcks bringen.¹⁹ Mario Daniels hat am Beispiel Tübingens gezeigt²⁰, dass spätestens Mitte der 1880er Jahre die Historiker in ihren zeitgeschichtlichen Veranstaltungen ihre Schwerpunkte ins Nationale verschoben. Die Französische Revolution entschwand allmählich zeitlich. Nichtdeutsche Geschichtsräume wurden schwächer beleuchtet.

Die Niederlage im Ersten Weltkrieg traf die deutschen Zeithistoriker hart. Der nationale monarchische Machtstaat, Orientierungspunkt ihres Schreibens, war zusammengebrochen. „Man braucht gewiß nicht alte Götterbilder zu stürzen und neuen zu opfern“, schrieb Karl Hampe 1920 in der *Historischen Zeitschrift*, „aber daß unser bisheriger Wertmaßstab einen Sprung erhalten hat, daß wir die Geschehnisse der letzten Generation hinsichtlich ihrer Wirkungskraft für Gegenwart und Zukunft jetzt vielfach anders einschätzen müssen, ist ja ohne weiteres klar.“²¹ Die 1920er Jahre sind eine Zeit lebhafter Richtungsdebatten in der deutschen Historikerschaft. Die Partie war lange offen, und zwar in außen- wie innenpolitischer Hinsicht. Mir scheint, dass die Historiographiegeschichte den Pluralismus innerhalb der deutschen Historikerschaft der frühen und mittleren 20er Jahre unterschätzt. Hans Delbrück und Johannes Ziekursch schrieben in der *Historischen*

¹⁷ Vgl. *Koselleck*, *Stetigkeit*, S. 256.

¹⁸ Vgl. *Schulin*, *Zeitgeschichtsschreibung*.

¹⁹ Vgl. *Ewald Frie*, 1806 – vom Unglück des Adels in Preußen, in: Martin Wrede/Horst Carl (Hrsg.), *Zwischen Schande und Ehre. Erinnerungsbrüche und die Kontinuität des Hauses. Legitimationsmuster und Traditionsverständnis des frühneuzeitlichen Adels in Umbruch und Krise*. Mainz 2007, S. 335–350.

²⁰ *Mario Daniels*, *Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert. Institutionalisierungsprozesse und Entwicklung des Personenverbandes an der Universität Tübingen 1918–1964 (=Contubernium 71)*. Stuttgart 2009, S. 259–356.

²¹ *HZ* 122, 1920, S. 139.

Zeitschrift bismarckkritische Artikel.²² Friedrich Meinecke forderte seine Kollegen auf, die Vorgeschichte des Weltkriegs in der Tradition Rankes mit dem Ziel „strengster objektiver Erkenntnis des Erlebten“ zu untersuchen. „Dieses Streben wird zugleich dann zu den aufbauenden geistigen Kräften gehören, die unser armes Vaterland jetzt gebraucht.“²³ Weder die Bismarckforschung noch der „Kampf gegen die Kriegsschuldlüge“ waren so eindeutig und einseitig wie vielfach behauptet wird. Erst Ende der 1920er Jahre vereindeutigte sich das Bild. Freilich, auch schon Mitte der 1920er Jahre ging das umfassende Programm Hashagens mit der Konzentration auf die Themen, die sich aus dem nationalen Trauma der Kriegsniederlage ergaben, in der Praxis verloren, kaum dass es formuliert worden war. Weil die Probleme sich im Vergleich zur Kriegszeit schnell verschoben hatten, erfasste auch die Problemgeschichte der Gegenwart nicht mehr den weiten Raum, den Hashagen ausgeleuchtet hatte.

Die Debatten der 1920er Jahre führten außerdem dazu, dass die ersten zwei Drittel des 19. Jahrhunderts aus der Gegenwartsvorgeschichte herausfielen. Die Zeit vor 1871 war bis 1914 von 1789 oder von 1871 her in den Blick genommen worden. Das 19. Jahrhundert war erst das revolutionäre, dann das nationale Jahrhundert gewesen. Nun richtete sich die Geschichte auf den Weltkrieg und die nationale wie internationale Nachkriegsordnung aus. Damit wurde das 19. Jahrhundert zerlegt. Bereits 1916 hatte die Historische Zeitschrift eine eigene Rubrik „Neueste Geschichte seit 1871“ eingeführt. Zuvor war dies Teil der „neueren Geschichte“ seit 1789 gewesen. „Die neueste Geschichte und insbesondere die Vorgeschichte des Weltkrieges wird fortan ... eine stärkere Berücksichtigung erhalten“²⁴, hieß es erläuternd. Tim Blannings Satz „The First World War created the nineteenth century – not the other way round“²⁵ trifft für Deutschland wohl nicht zu. Der Weltkrieg kreierte hier nicht das 19. Jahrhundert, er zerlegte es vielmehr. Er schuf ein Bewusstsein dafür, dass die ersten zwei Drittel des vergangenen Jahrhunderts nicht mehr der eigenen Zeit angehörten.

Während der nationalsozialistischen Zeit schien dann auch mindestens die Bismarckzeit aus der Gegenwartsgeschichte herauszufallen. 1935 entschuldigte sich der Promovend Karl Hotz geradezu dafür, eine Untersuchung über den Deutsch-Dänischen Krieg von 1864 vorgelegt zu haben: „Es mag wenig glücklich erscheinen, heute, wo das magnetische Kraftfeld des Weltkrieges überallhin wirkt, sich mit einem geschichtlichen Stoff zu befassen, der jetzt 70 Jahre zurückliegt.“²⁶ Zwei Jahre zuvor hatte der in Halle lehrende Historiker Siegfried Kähler kopfschüttelnd festgestellt, dass seinen Studierenden die Vorkriegszeit „ebenso gleichgültig wie

²² Hans Delbrück, Von der Bismarck-Legende, in: HZ 133, 1926, S. 69–82; Johannes Ziekursch, Ludendorffs Kriegserinnerungen, in: HZ 121, 1920, S. 441–465.

²³ Friedrich Meinecke in HZ 121, 1920, S. 118.

²⁴ HZ 116, 1916, S. 169.

²⁵ Tim Blanning, Conclusion. Into the Twentieth Century, in: Tim Blanning (Hrsg.), The Nineteenth Century. Europe 1789–1914. Oxford 2000, S. 241–247, hier 245.

²⁶ Vorwort der Dissertationsschrift, zitiert nach Daniels, Geschichtswissenschaft, S. 311.

die Zeit vor hundert Jahren²⁷ sei. Wilhelminismus, Kriegsschuldfrage, all das interessiere nicht mehr. Nur die Weimarer Zeit werde noch als gegenwartsnah akzeptiert. Mario Daniels Beobachtung, Zeitgeschichte sei „bis 1945 vor allem die Geschichte des Kaiserreiches“²⁸ geliebt, scheint mir für die Tübinger Verhältnisse unter der langen Ägide Adalbert Wahls stimmig, jedoch nicht verallgemeinerbar.

Mehr noch als die Niederlage im Ersten erschütterte die Niederlage im Zweiten Weltkrieg die deutschen Historiker. Nicht nur der monarchische, sondern auch der nationale und der Machtstaat waren zusammengebrochen und überdies delegitimiert. Unter diesem Eindruck prägte Hans Rothfels die bis heute grundlegende Definition von Zeitgeschichte. Matthias Beer hat auf die personellen und inhaltlichen Verbindungen zwischen Rothfels und Hashagen einerseits, zwischen Rothfels und jungen Historikern der NS-Zeit auf der anderen Seite hingewiesen.²⁹ Das ist eine wichtige Beobachtung. Entscheidend in unserem Zusammenhang ist, dass die älteren Argumentationsmuster eine neue Bedeutung erhielten, als sie vor einem neuen historischen Hintergrund präsentiert wurden. Rothfels brachte eine spezifische Generationserfahrung in seiner Zeitgeschichtsdefinition auf den Begriff, die er mit seiner Person (Kriegsbeschädigter des Ersten Weltkriegs, Remigrant) beglaubigte und als Geschichtswissenschaftler objektivierte. Zeitgeschichte sei die „Epoche der Mitlebenden und ihre wissenschaftliche Behandlung“³⁰. Wie zur Zeit der ersten Entstehung des Begriffs nach 1789 verdanke sie sich „einem spezifischen Betroffensein durch die Geschichte“. Sie beginne 1917 mit der Russischen Revolution und dem Eintritt der USA in den Ersten Weltkrieg. Diese Konstellation habe ideologische und gesellschaftliche Bewegungen losgetreten, die keine nationalen Grenzen mehr akzeptiert hätten. Ein universaler Weltbürgerkrieg sei möglich geworden.

Rothfels schloss das 19. Jahrhundert aus der Zeitgeschichte aus. Das 19. Jahrhundert war ihm das „Zeitalter bürgerlicher Sekurität und nationaler Abgeschlossenheit“³¹. Stefan Zweigs „Welt von gestern“ klingt mit, wenn Rothfels weiter ausführt: „Jede restaurative Sehnsucht, die aus der ‚Zeitgeschichte‘ fliehen möchte, geht daher im Grunde hinter 1914 zurück“. Doch aus der Zeitgeschichte könne man, so Rothfels emphatisch, „nicht desertieren, wenn wir uns selbst ver-

²⁷ 8. 6. 1933: Kaehler an Peter Rassow, in: *Walter Bußmann/Günther Grünthal* (Hrsg.), Siegfried A. Kaehler. Briefe 1900–1963. Boppard/Rh. 1993, S. 232.

²⁸ *Daniels*, *Geschichtswissenschaft*, S. 317.

²⁹ *Mathias Beer*, Hans Rothfels und die Traditionen der deutschen Zeitgeschichte. Eine Skizze, in: Johannes Hürter/Hans Woller (Hrsg.), *Hans Rothfels und die deutsche Zeitgeschichte*. München 2005, S. 159–190.

³⁰ *Hans Rothfels*, Zeitgeschichte als Aufgabe, in: *VfZ* 1, 1953, S. 1–8. Brillant hierzu *Martin H. Geyer*, Im Schatten der NS-Zeit. Zeitgeschichte als Paradigma einer (bundes-)republikanischen Geschichtswissenschaft, in: Alexander Nützenadel/Wolfgang Schieder (Hrsg.), *Zeitgeschichte als Problem. Nationale Traditionen und Perspektiven der Forschung in Europa*. (GG, Sonderh. 20) Göttingen 2004, S. 25–53.

³¹ *Hans Rothfels*, Sinn und Aufgabe der Zeitgeschichte, in: ders., *Zeitgeschichtliche Betrachtungen. Vorträge und Aufsätze*. Göttingen 1959, S. 9–16, hier 10.

stehen und einen Standort gegenüber dem Kommenden gewinnen wollen.“ Zum 19. Jahrhundert führte kein Weg zurück, wie auch umgekehrt das 19. Jahrhundert von der Zeitgeschichte durch den Ersten Weltkrieg getrennt war. Die Zeitgeschichte sollte die Entstehung der Diktatur untersuchen und die Möglichkeiten des Widerstandes unter diktatorischen Bedingungen analysieren. Gegenwartsge-
 schichte im Sinne Hashagens enthielt das Programm eigentlich nicht oder nur vermittelt: Nicht die Vorgeschichte des westlichen Bündnisses, der Blockkonfrontation oder der westdeutschen Demokratie wurde erforscht, sondern der Zerfall der Weimarer Republik und der Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Nicht die der Gegenwart notwendige Vergangenheit stand im Zentrum, sondern eine vergangene Gegenwart, von der sich abzuwenden der Konsens der nun Handelnden war. Im Zeichen der Totalitarismustheorie mochten sich daraus zwar Handlungsanweisungen für die Gegenwart im geteilten Deutschland und Europa gewinnen. Doch diese waren vor allem negativer Art.

Das 19. Jahrhundert als Zeitgeschichte – Teil 2

„Mit jedem Pferd verschwindet ein Zustand, der unsere Zeit mit der Zeit Karls des Großen verbindet“³², so Hermann Heimpel in seiner Eröffnungsrede auf dem Deutschen Historikertag 1956 in Ulm. Auf das bis zum Überdruß historische 19. Jahrhundert sei das radikal von der Geschichte sich abwendende 20. Jahrhundert gefolgt. Die Geschichtswissenschaft habe angesichts der technischen, intellektuellen und erfahrungsbedingten Geschichtslosigkeit der Gegenwart zwei Aufgaben: Sie müsse erstens die gerade vergangene Gegenwart in die Geschichte einordnen. Dazu sei die Zeitgeschichte da, die die Zeit von 1933–1945 zum Thema habe. „Ohne Zeitgeschichte können wir ältere Geschichtskunde nicht mehr betreiben“. Zweitens müsse die Geschichtswissenschaft die Geschichte selbst mit Sinn versehen, den „wissenschaftlichen Traditionszusammenhang“ wahren und die „geschichtliche Tiefe menschlicher Existenz“ ausmessen. In der Herleitung dieser Aufgabenstellung findet sich auch bei Heimpel die Wendung von der „Zeit der Sekurität, gesetzt vor den Erschütterungen unserer Generation“. Das so beschriebene ausgehende Kaiserreich gehörte ganz der Geschichte an. Die vergangene Gegenwart der Zeitgeschichte betraf es nicht.

Das bürgerlich saturierte, gewissermaßen gemüthliche 19. Jahrhundert, das die Nachkriegszeitgeschichte als Gegenbild ihrer selbst zeichnete, währte nicht lang. Als die Zeitgeschichte in den 1960er Jahren institutionell – Lehrstühle! – etabliert wurde, die Forschung sich parallel zu den ersten NS-Prozessen auf die nationalsozialistische Zeit zu konzentrieren begann, und die generationelle Parallelisierung von Zeitgeschichte und Mitlebenden sich veränderte – die jungen Historiker der 1960er Jahre hatten nicht mehr wie Rothfels oder auch Gerhard Ritter im Ersten

³² *Hermann Heimpel*, *Geschichte und Geschichtswissenschaft*, in: VfZ 5, 1957, S. 1–17, hier 17. Die folgende Heimpel-Zitate ebd., S. 4, 17 u. 12.

Weltkrieg mitgekämpft –, wurde das 19. Jahrhundert, und zwar insbesondere seine zweite Hälfte, wieder neu mit der Zeitgeschichte verbunden. Auslöser war – überraschenderweise – die Kriegsschuldfrage. Heimpel hatte sie 1956 in seinem Historikervortrag en passant für erledigt erklärt.³³ Ein Jahr zuvor hatte Walther Hubatsch geschrieben, in Sachen Kriegsschuld bewege man sich auf sicherem Boden, das Thema sei erschöpfend behandelt.³⁴ Fritz Fischers Angriff auf diesen Konsens ist hier in doppelter Weise von Bedeutung. Erstens stellte er selbst die deutsche Politik im Juli 1914 in eine Kontinuität, die von Bismarck bis in die NS-Zeit reichte. Zweitens löste die Fischer-Kontroverse historiographische Neuaufbrüche aus, zu denen der Aufstieg der politischen Sozialgeschichte mit dem Banner „Deutscher Sonderweg“ gehörte. Der Sonderweg aber bedingte, lange Linien von 1945 bzw. 1933 an rückwärts zu ziehen, bis weit in das 19. Jahrhundert hinein.

„Heute tritt in einem kritischen Rückblick die Kontinuität von 1871 bis 1945 – auf einigen Gebieten noch darüber hinaus – klar hervor“³⁵, schrieb Hans-Ulrich Wehler in der Einleitung zu seinem Kaiserreich-Band. Die Folge war ein Boom der Forschung zum 19. Jahrhundert, besonders zu seiner zweiten Hälfte, der die Politikgeschichte sozialhistorisch erweiterte und mit der Vorstellung von Gemütlichkeit gründlich aufräumte. Über die Leitidee Sonderweg waren viele dieser Forschungen mit der eigentlichen Zeitgeschichte verbunden. Freilich, die nationale Beschränkung, die in den 1870er Jahren in die Zeitgeschichte hineingekommen war und die nach 1945 mit der Konzentration auf Weimarer Republik und Nationalsozialismus eher zugenommen hatte, bestimmte die Forschung zum 19. Jahrhundert weiterhin. Die Trennung des 19. Jahrhunderts in eine der Zeitgeschichte zugewandte zweite Hälfte und eine noch eher Alteuropa anhängende erste Hälfte – mit der „Deutschen Doppelrevolution“ in der Mitte – wurde re-etabliert.³⁶ Und weil die Zeitgeschichte, um noch einmal mit Rothfels zu sprechen, eine „Aufgabe“ war, eine moralische Verpflichtung, den Schatten des NS zu erforschen, um die republikanische Zukunft zu gewinnen, hatte auch die neue Beschäftigung mit dem 19. Jahrhundert einen hohen Ton. Geschichtswissenschaft sei, so noch einmal Wehler in seinem Kaiserreich-Band, eine „kritische Gesellschaftswissenschaft [...], die [...] bewusst zur Schärfung eines freieren, kritischen Gesellschaftsbewusstseins beitragen möchte.“ Aus der Geschichte des Kaiserreichs könne man lernen „für das Verhalten demokratischer Bürger in einem Gemeinwesen, zu dessen Geschichte noch immer spürbar auch das Kaiserreich gehört.“³⁷ Die pädagogisch-moralische Selbstverpflichtung – im Übrigen beider Seiten – hat zu der Schärfe deutscher Historikerkontroversen in den 1960er und 1970er Jah-

³³ Vgl. ebd., S. 8.

³⁴ Vgl. Ewald Frie, *Das Deutsche Kaiserreich*. Darmstadt 2004, S. 82.

³⁵ Hans-Ulrich Wehler, *Das Deutsche Kaiserreich 1871–1918*. 6. Aufl. Göttingen 1988 [Erstdruck 1973], S. 16.

³⁶ Vgl. beispielhaft die Gliederung der Wehler'schen Gesellschaftsgeschichte sowie die programmatischen Aussagen zu Beginn des ersten Bandes.

³⁷ Wehler, *Kaiserreich*, S. 12.

ren wesentlich beigetragen. Die Kontroversen haben eine ganze deutsche Historikergeneration geprägt, die wiederum die deutsche Geschichtswissenschaft bis in die 1990er Jahre geprägt hat.

Die Heldenzeiten deutscher Historikerkontroversen sind vorbei. Seit den 1980er Jahren schon hat die Zeitgeschichte die Nachkriegszeit für sich entdeckt.³⁸ Der Erste Weltkrieg und die Weimarer Republik fielen aus der Zeitgeschichte allmählich heraus. Damit aber lockerte sich auch die Verbindung zur Geschichte des 19. Jahrhunderts. Die Aufmerksamkeit für diesen Teil der deutschen Geschichte ließ nach. Parallel dazu hat die Zeitgeschichte selbst ihren hohen moralischen Ton eingebüßt und ihre Aufgabe, gewissermaßen Republikwissenschaft zu sein, aufgegeben. Gelegentlich scheint dieser Anspruch in Debatten über die DDR-Geschichte noch auf. Aber von der DDR-Geschichte her führt keine Spur mehr in das 19. Jahrhundert – mit Ausnahme der Ideengeschichte, und auch diese Spur ist weniger deutlich, als man auf den ersten Blick meinen möchte. Insgesamt verlor die Zeitgeschichte mit ihrer Wendung zur bundesrepublikanischen, DDR-, Nachdem-Boom- und nun auch Wiedervereinigungsgeschichte den Kontakt zum 19. Jahrhundert, den sie in den 1960er Jahren aufgebaut hatte.

Das 19. Jahrhundert als Zeitgeschichte – Teil 3

2004 veröffentlichte Christopher A. Bayly, Vere Harmsworth Professor of Imperial and Naval History an der University of Cambridge, „The Birth of the Modern World, 1780–1914. Global Connections and Comparisons“. Er widmete das Buch Elfreda M. Bayly, „die die Folgen dieser historischen Ereignisse durchlitten hat“, wie es in der deutschen Übersetzung 2006 heißt. Die Widmung ist in mehrerlei Hinsicht bezeichnend. Sie zeugt vom Interesse heutiger Historiker für nicht in politischer Verantwortung stehende, für leidende Menschen, für diejenigen – im Falle Baylys ist es eine Frau –, die wenig „agency“, Handlungs- und Gestaltungskraft haben. Erinnert sei in diesem Zusammenhang an die Widmung, die Dan Diner seiner Geschichte des 20. Jahrhunderts vorangestellt hat: „Meinem Vater Robert Diner 1907–1990, den das Jahrhundert gelebt hat“³⁹.

Baylys Widmung machte das 19. Jahrhundert erneut zur Zeitgeschichte, weil, so die Konsequenz seiner Widmung, die Folgen dieses Jahrhunderts die heutigen Menschen in ihren alltäglichen Lebensvollzügen nach wie vor betreffen. Auch das 19. Jahrhundert, so lässt sich die Widmung verstehen, ist Geschichte der Mitlebenden, wenn wir den Referenzpunkt nicht in einer eng verstandenen Politikgeschichte wählen. Mit dieser Idee steht Bayly nicht allein. Jörg Fisch eröffnet seine

³⁸ Vgl. *Anselm Doering-Manteuffel*, Deutsche Zeitgeschichte nach 1945. Entwicklung und Problemlagen der historischen Forschung zur Nachkriegszeit, in: VfZ 41, 1993, S. 1–29; *Hans Günter Hockerts*, Zeitgeschichte in Deutschland. Begriff, Methoden, Themenfelder, in: HJb 113, 1993, S. 98–127; *Anselm Doering-Manteuffel/Lutz Raphael*, Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970. Göttingen 2008.

³⁹ *Dan Diner*, Das Jahrhundert verstehen. Eine universalhistorische Deutung. München 1999.

Gesamtdarstellung zur europäischen Geschichte 1850–1914 mit dem Satz: „Das 19. Jahrhundert ist das erste, das aus der Sicht des späten 20. und des frühen 21. Jahrhunderts nicht mehr, wie alle früheren, als Vorgeschichte, sondern als zur eigenen Zeit gehörig erscheint.“⁴⁰ „The nineteenth century“ schreibt Jürgen Osterhammel, „may no longer be the most propitious launching platform for a historian’s career [...] But it remains vividly present in terms of the broader culture – an often strange, yet seldom alien element of modernity.“⁴¹

Nun sind Bayly, Fisch und Osterhammel Historiker, die zur Geschichte des 19. Jahrhunderts forschen, und gewissermaßen von dort aus an die Tür der Zeitgeschichte klopfen. Ihre Chancen, Einlass zu finden, und damit das 19. und das 20. Jahrhundert gemeinsam zur gegenwartsnotwendigen Vergangenheit zu erklären, steigen aber rapide mit der gegenwärtigen Neuorientierung der Zeitgeschichtsforschung. Sie kehrt zu Postulaten zurück, die schon in den programmatischen Artikeln des Anfangs vertreten waren. „Räumlich ist sie [die Zeitgeschichte, E.F.] natürlich Weltgeschichte und zwar nicht nur Geschichte der Weltpolitik und der Weltwirtschaft, d.h. der internationalen Beziehungen“⁴², hatte Justus Hashagen 1915 geschrieben. Doch nach Kriegsende absorbierte die Kriegsschuldfrage alle Energien der Zeitgeschichtsforschung in Europa, die so in Diplomatiehistorie und nationale Selbstvergewisserung verfiel. Auch die praktische Zusammenarbeit der Historiker über Nationsgrenzen hinweg, die in den Rubriken der Historischen Zeitschrift vor 1914 gut beobachtbar ist, verlor an Bedeutung. Zeitgeschichte müsse „im internationalen Rahmen“⁴³ betrieben werden, schrieb auch Hans Rothfels eine Generation und einen Weltkrieg später, weil die Geschichte seit 1917 globale Konstellationen aufweise. Doch schon wenige Zeilen später schränkte er ein, vorerst werde „Ereignisgeschichte wesentlich politischer und wirtschaftlich-sozialer Art, insbesondere aus dem Bereich der deutschen Geschichte, das Rückgrat bilden.“ Vordringlich sei das Studium der Weimarer Republik und der NS-Zeit. In der Tat hat sich die deutsche Zeitgeschichtsforschung – wie die britische⁴⁴ – lange Zeit auf diese Themen konzentriert und von dort aus in den 1960er Jahren das 19. Jahrhundert wieder entdeckt. Die implizite Politik- und Nationsorientierung hat nach 1918 wie nach 1945 verhindert, dass die explizite räumliche und thematische Weite zum Tragen kam.

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts aber hat sich die Zeitgeschichtsforschung nicht nur in Deutschland von der Bearbeitung nationaler Traumata verabschiedet. Ein Schritt in diese Richtung war in Deutschland die Entdeckung der Zeitgeschichte nach 1945 und die Auseinandersetzung mit der DDR-Geschichte, die in den

⁴⁰ Jörg Fisch, Europa zwischen Wachstum und Gleichheit (=Handbuch der Geschichte Europas 8). Stuttgart 2002, S. 13.

⁴¹ Jürgen Osterhammel, In Search of a Nineteenth Century, in: German Historical Institute Bulletin 32, Spring 2003, S. 9–28, hier 10.

⁴² Hashagen, Studium, S. 19.

⁴³ Rothfels, Zeitgeschichte als Aufgabe, S. 7. Das folgende Zitat ebd., S. 8.

⁴⁴ Vgl. Jane Caplan, Contemporary History. Reflections from Britain and Germany, in: History Workshop Journal 63, 2007, S. 230–238.

1980er und 1990er Jahren zum zweiten Abschied der Zeitgeschichte vom 19. Jahrhundert führte. Nun aber kommt zur chronologischen Verschiebung die Erweiterung der Perspektive. „In der globalisierten Welt des 21. Jahrhunderts“, so Wilfried Loth, werde es zunehmend darauf ankommen, „Zeitgeschichte in größeren Zusammenhängen zu sehen: die nationale Zeitgeschichte im Zusammenhang der europäischen, die europäische im Zusammenhang der globalen.“⁴⁵ Kristina Spohr Readman hat es in einem Artikel für das *Journal of Contemporary History* auf den Begriff gebracht: „From Mastering National Pasts to the Future of Writing the World“⁴⁶. Sicher, es gibt noch die Untersuchungen, die im Dreißigjahresabstand zur Jetztzeit den Archivfristen folgen und nun in Deutschland wie in England in den 1980er Jahren angekommen sind. Doch wichtiger für das Selbstverständnis der Zeithistoriker werden Themen, die nationale Grenzen und den Horizont der Politik überschreiten: Dekolonialisierung und Entwicklung zum Beispiel⁴⁷, Gewalt und Massengewalt⁴⁸, Europäisierung und supranationale Strukturen und Selbstverortungen⁴⁹, Armut und Reichtum⁵⁰, Umwelt⁵¹, Megacities⁵². Für diese Themen ist der Erste Weltkrieg als Zäsur nicht entscheidend. Vielmehr scheint es, als sei für sie wieder die Moderne im Ganzen ein Thema.

Dementsprechend werden in der Zeitgeschichte selbst Periodisierungen entwickelt, die über den Ersten Weltkrieg zurück in das 19. Jahrhundert ausgreifen. Charles S. Maier hat ein „age of territoriality“ 1870–1970 ausgerufen⁵³, Ulrich Herbert ein Zeitalter der „high modernity“ 1890–1980⁵⁴. Von den Themen der transnationalen Zeitgeschichte her erscheint es allerdings sinnvoller, noch weiter auszugreifen. Das 19. Jahrhundert ist „Geschichte der Mitlebenden“ (Rothfels), „within living memory“ (Zeitschrift „Contemporary British History“), weil es das

⁴⁵ Loth, *Zeitgeschichte*, S. 471.

⁴⁶ Spohr Readman, *Contemporary History*. Vgl. Lutz Raphael, *Geschichtswissenschaft am Beginn des 21. Jahrhunderts*. Themen, Methoden und Tendenzen in internationaler Perspektive. in: *Journal of Egyptian History* 1, 2008, S. 175–200.

⁴⁷ Andreas Eckert, *Globalgeschichte und Zeitgeschichte*, in: *PolZG* 62, 1–3, 2012, S. 28–32.

⁴⁸ Jörg Baberowski, *Gewalt verstehen*, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History*, Online-Ausgabe 5, 1, 2008.

⁴⁹ Michael Gehler/Silvio Vietta (Hrsg.), *Europa – Europäisierung – Europäistik*. Neue wissenschaftliche Ansätze, Methoden und Inhalte. Wien u. a. 2010; Jost Dülffer/Anja Kruke, *Von der Geschichte der europäischen Integration zur Gesellschaftsgeschichte Europas nach 1945*, in: *AfS* 49, 2009, S. 3–24 setzen den Startpunkt 1945 voraus; aus den von ihnen angesprochenen Themenfeldern ergibt er sich nicht.

⁵⁰ Vgl. Herbert Uerlings u. a. (Hrsg.), *Armut*. Perspektiven in Kunst und Gesellschaft. Darmstadt 2011.

⁵¹ Vgl. Jens Ivo Engels, *Umweltgeschichte als Zeitgeschichte*, in: *PolZG* 56, 13, 2006, S. 32–38; *Debatte „Zeitgeschichten der Umwelt“*, in: *Zeithistorische Forschungen* 1, 2012.

⁵² Vgl. Wolfgang Schwentker (Hrsg.), *Megastädte im 20. Jahrhundert*. Göttingen 2006.

⁵³ Charles S. Maier, *Consigning the Twentieth Century*. Alternative Narratives for the Modern Era, in: *AHR* 105, 2000, S. 807–831.

⁵⁴ Ulrich Herbert, *Europe in high modernity*. Reflections on a theory of the 20th century, in: *Journal of Modern European History* 5, 2007, S. 5–20. Vgl. Lutz Raphael, *Ordnungsmuster der ‚Hochmoderne‘? Die Theorie der Moderne und die Geschichte der europäischen Gesellschaften im 20. Jahrhundert*, in: Ute Schneider/Lutz Raphael (Hrsg.), *Dimensionen der Moderne*. Festschrift für Christof Dipper. Frankfurt a. M. 2008, S. 73–91.

Fundament der Welt ist, in der wir leben. Es hat dieses Fundament gebildet durch die Umgestaltung all' dessen, was vorher war. Das beginnt mit Feld, Wald und Wiesen, die nach 1800 die uns heute vertraute Gestalt annehmen, wie Rainer Beck vor ein paar Jahren gezeigt hat.⁵⁵ Es setzt sich fort in Städten ohne Mauern, die mit Bahnhöfen, beleuchteten Straßen und vorstädtischen Elendsquartieren ausgestattet sind, und hört noch nicht auf mit Opernhäusern und Konzertsälen (von außen wie von innen), mit Museen und natürlich Bibliotheken. Die Umgestaltung war grundlegend. Sie begann in Europa, betraf dann aber alle Kontinente. Die Zivilisierungseuphorie der Europäer kannte kein Erbarmen. Nie zuvor sind nomadische Lebensweisen mit solcher Gewaltigkeit vernichtet, sind europäische Kleider- und Wissensordnungen mit solch missionarischem Eifer verbreitet worden. Wenn wir das von Campe angedeutete, von Hashagen programmatisch ausformulierte, aber nie realisierte, von Rothfels im Dienste eines nationalen Generationenprojekts verlassene Zeitgeschichtsunternehmen im 21. Jahrhundert neu in Gang setzen, landen wir bei einer sehr breit gefassten Geschichte der Neuzeit. Für Großbritannien hatte Geoffrey Barraclough bereits in den 1950ern erstmals formuliert: „Contemporary History begins when the problems which are actual in the world today take visible shape“⁵⁶. Zeitlich war diese Definition zur modernen Geschichte hin offen, und Barracloughs chronologische Spezifizierungen bezogen sich auf die Probleme, die er in der Nachkriegszeit für entscheidend hielt. Grundsätzlich war für ihn wie für Hashagen Zeitgeschichte: „whatever was required to explain the present“⁵⁷. Für die transnationalen und die Moderne insgesamt betreffenden Themen der Gegenwart bedeutet dies eine sehr große zeitliche Rückerstreckung der Zeitgeschichte. Konsequenterweise müsste sie auch das französische Verständnis von „histoire contemporaine“ noch überschreiten, weil sie die Französische Revolution nicht als umfassenden Anfangspunkt setzen kann.⁵⁸

Kosten und Nutzen

Für die Historiker, die sich mit dem 19. Jahrhundert befassen, ist das eine Perspektive, die Chancen und Risiken birgt. Weil die deutsche Zeitgeschichte das 19. Jahrhundert als Gegenbild (Rothfels) oder als Vorgeschichte (Wehler) benötigte, ist das 19. Jahrhundert in der deutschen Forschung ebenso national gewesen wie die Historiker des 20. Jahrhunderts es waren. Jedenfalls gilt dies für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die je national entstandene und dann inter-national

⁵⁵ Rainer Beck, Ebersberg oder das Ende der Wildnis. Eine Landschaftsgeschichte. München 2003.

⁵⁶ Geoffrey Barraclough, Introduction to Contemporary History. London 1967, S. 20, zit. n. Caplan, Contemporary History, S. 235.

⁵⁷ Caplan, Contemporary History, S. 235.

⁵⁸ Vgl. Jörn Leonhard, Erfahrungsgeschichten der Moderne. Von der komparativen Semantik zur Temporalisierung europäischer Sattelzeiten, in: Schneider/Raphael, Dimensionen der Moderne, S. 549–566.

vernetzte Geschichtsschreibung hat den nationalen Gedanken sehr stark gemacht und in die Geschichte zurückverlagert. Weil die Zeitgeschichte sich in Deutschland in den 1980er Jahren vom 19. Jahrhundert abgesetzt hat, hat letzteres seine nationalen Konturen abstreifen können und ist wieder als ein Ganzes wahrnehmbar geworden. Das lange 19. Jahrhundert, das Eric Hobsbawm am Ende seiner weltgeschichtlich ausgerichteten Trilogie „Age of Revolutions“, „Age of Capital“ und „Age of Empire“ 1987 ausrief, konnte so als Interpretationsangebot akzeptiert werden. Jürgen Kocka hat es für Deutschland kanonisiert, indem er es zur Grundlage der Gliederung des ehrwürdigen Gebhardt-Handbuchs der deutschen Geschichte machte.⁵⁹ Für Hobsbawm war das lange 19. Jahrhundert das kapitalistische, das liberale, das bürgerliche Jahrhundert. Als solches gehöre es seit 1914 der Geschichte an.⁶⁰

Wenn nun die Verbindungen zum 20. Jahrhundert wieder enger werden, kann das den großen Vorteil haben, Konzepte, die im 19. Jahrhundert für es selbst entworfen worden sind, zu historisieren. Wir können die große und bleibende Bedeutung von Religion hinter dem Säkularisierungskonzept hervorholen. Wir können die vielen Arbeiter, Adeligen und Armen in der nicht so dominant bürgerlich-liberal-kapitalistischen Welt entdecken. Wir können die Leiden der Vielen ernst nehmen, die sich an unterschiedlichsten Orten mit den Folgen der ins Rollen gekommenen Zeit herumschlagen, und die hinter dem Fortschrittsparadigma allzu leicht verschwinden. Andererseits besteht die Gefahr, dass wir die Verwandlung der Welt erneut allzu sehr von unseren Beobachtungsnotwendigkeiten her konzeptualisieren. Wir könnten übersehen, dass sehr viel Fremdes und Andersartiges sich der Verwandlung nicht hat fügen wollen. Schon in Deutschland wurden manche Regionen industrialisiert, andere „provinzialisiert“⁶¹. Lebensläufe wie die des bretonischen Bauern und Soldaten Jean-Marie Déguignet⁶² oder des Bergmanns Otto Faust⁶³ müssen in ihrer Eigenlogik ernst genommen werden.

Für die Zeitgeschichte mag die hier eingenommene Perspektive vom 19. Jahrhundert aus irritierend wirken. Sie entgrenzt deren chronologischen Raum.⁶⁴ Wenn die Zeitgeschichte nicht in regelmäßigen Abständen ein Generationenprojekt entwerfen muss – und wir wollen hoffen, dass ein im Vergleich zum 20. Jahrhundert weniger katastrophisches 21. Jahrhundert sie dieser Aufgabe enthebt –, und wenn sie nicht erneut in ein Nahverhältnis zur Nation treten will, hat sie zwei mögliche Alternativen: Sie kann entweder im Sinne Hashagens und Barracloughs

⁵⁹ Jürgen Kocka, *Das lange 19. Jahrhundert. Arbeit, Nation und bürgerliche Gesellschaft*. Stuttgart 2001.

⁶⁰ Eric J. Hobsbawm, *Das imperiale Zeitalter 1875–1914*. Frankfurt a. M. 1995 [Erstdruck „The Age of Empire 1875–1914.“ London 1987], S. 23.

⁶¹ Gert Zang (Hrsg.), *Provinzialisierung einer Region. Zur Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft in der Provinz*. Frankfurt a. M. 1978.

⁶² Jean-Marie Déguignet, *Mémoires d'un Paysan Bas-Breton*. An Here 2000.

⁶³ Otto Faust, *Vom Bremsjungen zum Betriebsinspektor. Ein Leben im Ruhrbergbau (1867–1914)*. Essen 1989.

⁶⁴ Vgl. Jan Palmowski/Kristina Spohr Readman, *Speaking Truth to Power. Contemporary History in the Twenty-First Century*, in: JContH 46, 2011, S. 485–505.

ihren Gegenstand als Problemgeschichte der Gegenwart entwerfen – dann wird sie kaum chronologische Grenzmarken setzen. Oder sie kann das „within living memory“ – „Geschichte der Mitlebenden“ stark machen und so die Grenze zur Neueren Geschichte auf dem Feld der Methodik und der Quellen ziehen, was sie deutlich eingrenzt.⁶⁵ Wilfried Loth hat in seinem Aufsatz beide Alternativen angedeutet. Der Reiz der Zeitgeschichte liegt wohl darin, dass sie die Alternativen stets offen hält. Wer in den dann entstehenden Grenzräumen der Zeitgeschichte arbeitet, wird bald den Nutzen dieser Nachbarschaft zu schätzen lernen.

⁶⁵ Vgl. *Heidemarie Uhl*, Gesellschaft – Gedächtnis – Kultur. Zu den Transformationen der österreichischen Zeitgeschichtsforschung, in: Margit Franz u. a. (Hrsg.), *Mapping Contemporary History. Zeitgeschichten im Diskurs*. Wien/Köln/Weimar 2008, S. 27–49. Kritisch zur Konzentration auf Gedächtnis und Erinnerung *Christoph Boyer*, Die Einheit der europäischen Zeitgeschichte, in: *VfZ* 55, 2007, S. 487–496.

Axel Schildt

„Berliner Republik“ – harmlose Bezeichnung oder ideologischer Kampfbegriff?

Zur deutschen Diskursgeschichte der 1990er Jahre

Mittlerweile wird der Begriff der „Berliner Republik“ ganz selbstverständlich für das wiedervereinigte Deutschland bzw. die erweiterte Bundesrepublik, etwa in ereignisgeschichtlichen Überblicken über die jüngste Zeitgeschichte, benutzt.¹ Ob als Tatsachenfeststellung oder in der Rede vom „Übergang von der Bonner zur Berliner Republik“², über den Begriff selbst wird nur noch selten nachgedacht. „Hier isst die Hauptstadt“, lautet die Werbung für die Gaststätte „Berliner Republik“ am Schiffbauerdamm. Solche ironisierenden Eingemeindungen zeigen, dass sich der Begriff von ursprünglich intendierten politischen Signalen gelöst hat, die Lava hitziger Diskussionen ausgeglüht ist. Allenfalls der Titel einer politisch-kulturellen Zeitschrift, von sozialdemokratischen Politikern und Publizisten 1999 gegründet, kündigt noch von ehemaliger Bedeutung.³ Offenbar scheint uns das Jahrzehnt vor der Millenniumswende so weit entrückt, dass es zur Geschichte geworden ist, für die allerdings bisher kaum historiographische Deutungslinien vorliegen. Noch vor zehn Jahren meinte der Politikwissenschaftler Kurt Sontheimer, für einen Zeithistoriker sei es wohl eine Zumutung, die Frage zu beantworten: „Ist aus der Bonner Republik eine Berliner Republik geworden?“⁴ Das hat sich geändert, wobei es nicht um eine Kritik des heutigen gedankenlosen Gebrauchs des Begriffs „Berliner Republik“ geht. Das wäre mit Don Quijotes Kampf gegen die Windmühlen zu vergleichen. Vielmehr geht es hier lediglich um den Beginn einer Historisierung, die zugleich die Kontexte des Entstehungszeitraums einbezieht, um verborgene Konnotationen sichtbar zu machen.

¹ *Manfred Görtemaker*, Die Berliner Republik. Wiedervereinigung und Neuorientierung. Berlin/Brandenburg 2009 (Ausgabe der Bundeszentrale für politische Bildung; Bonn 2009).

² *Jan-Werner Müller*, Verfassungspatriotismus, Leitkultur: Integrationsbegriffe vor und nach 1989, in: Herfried Münkler/Jens Hacke (Hrsg.), Wege in die neue Bundesrepublik. Politische Mythen und kollektive Selbstbilder nach 1989. Frankfurt a. M./New York 2009, S. 115–129, hier 115; allerdings wird im Titel des Sammelbandes der plakative Begriff „Berliner Republik“ vermieden.

³ Berliner Republik, gegründet als Zweimonatsmagazin 1999; noch zehn Jahre zuvor kam dieser Begriff in den Debatten der Sozialdemokratie nicht vor; vgl. *Ilse Fischer* (Hrsg.), Die Einheit sozial gestalten. Dokumente aus den Akten der SPD-Führung 1989/90. Bonn 2009; *Daniel Friedrich Sturm*, Uneinig in die Einheit. Die Sozialdemokratie und die Vereinigung Deutschlands 1989/90. Bonn 2006.

⁴ *Kurt Sontheimer*, Berlin schafft keine neue Republik – und sie bewegt sich doch, in: PolZG 1–2, 2001, S. 3–5, hier 3. Vgl. *Frank Brunssen*, Das neue Selbstverständnis der Berliner Republik, in: ebd., S. 6–14.

Eine zeitgeschichtliche Inspektion fragt zunächst nach den Gründen für den Gebrauch des Begriffs, der in verwirrenden Kombinationen und Modifikationen auftaucht: als Wunsch nach der Betonung einer tiefen Zäsur 1990; als Gewohnheit der Benennung von unterscheidbaren Epochen in der Trias der Weimarer, Bonner und Berliner Republik; als Sehnsucht nach einer Metropole als Hauptstadt, in Verbindung mit dem Narrativ von Deutschlands Mitte; als Postulat einer Ostdeutschland integrierenden politischen Formel für die erweiterte Bundesrepublik; als Kompensation der realen „Verwestlichung“ Deutschlands; als Möglichkeit der Wiederbelebung der Mitteleuropa-Idee; als Versuch, den Begriff der „nationalen Identität“ auszudrücken oder zu umgehen, um nur die wichtigsten zu nennen. Die schillernde Vielfältigkeit des Begriffs „Berliner Republik“ erlaubte, ihn in idealer Weise für die deutsche Debattenkultur der 1990er Jahre für je eigene Zwecke zu funktionalisieren. In einem von der „Rheinischen Post“ herausgegebenen Diskussionsband schrieb der Chefredakteur des Blattes einleitend: „Ein Gespenst geht um in Europa – das Gespenst einer Berliner Republik. Eine Chimäre. Eine Projektionsfläche uneinheitlicher Hoffnungen oder Befürchtungen: neue (alte?) nationale Größe oder das glatte europäische Gegenteil. Eine Chiffre für die erhoffte Auferstehung aus Ruinen einer gefährdeten Wohlstandsgesellschaft? Die Umschreibung einer Kulturnation der neuen Art?“⁵

Es fällt zunächst auf, dass der Begriff „Berliner Republik“ erst Mitte der 1990er Jahre öffentliche Wirksamkeit erzielte, also mitnichten ein prägender Begriff des Wiedervereinigungsprozesses selbst war.⁶ Im ersten Teil dieses Beitrags soll deshalb nach den Verwendungsweisen vor dem Hintergrund der Verlagerung der Regierungsarbeit von Bonn nach Berlin gefragt werden. Der zweite Teil wendet sich den Protagonisten der Begrifflichkeit „Berliner Republik“ zu, wobei eine politisch heterogene Gruppe von Befürwortern zu identifizieren sein wird. Im dritten Teil fällt der Blick auf die ebenso heterogene Gruppe der Kritiker.

Von Bonn nach Berlin

Mit der Wiedervereinigung rückte wieder ins Bewusstsein, dass Berlin auch in den Jahren der Zweistaatlichkeit nach den Buchstaben des Grundgesetzes die Hauptstadt der Bundesrepublik gewesen war. Der so genannte Hauptstadt-Beschluss oder Berlin-Beschluss, korrekt: der Beschluss des Bundestags zur „Vollendung der Einheit Deutschlands“ am 20. Juni 1991, hatte die Rück-Verlagerung des parla-

⁵ Ulrich Reitz, Nur ein banaler Ortswechsel, in: Rheinische Post (Hrsg.), Streitfall Berliner Republik. Aufsätze, Polemiken, Interviews. Düsseldorf 1999 (nachfolgend zitiert als Rheinische Post, Streitfall), S. 13–17, hier 13.

⁶ Hier soll der Verweis genügen, dass in einer bekannten Publikation aus der ersten Hälfte der 1990er Jahre der Begriff der „Berliner Republik“ noch nicht auftauchte; vgl. Werner Weidenfeld, Deutschland nach der Vereinigung: Vom Modernisierungsschock zur inneren Einheit, in: ders. (Hrsg.), Deutschland. Eine Nation – doppelte Geschichte. Materialien zum deutschen Selbstverständnis. Köln 1993, S. 13–26.

mentarischen Betriebs und des Großteils der ministeriellen Arbeit in die Spree-Metropole zur Folge. Für viele Bewohner der ehemaligen DDR, die den Ostteil der Stadt ohnehin als ihre Hauptstadt betrachteten, in der auch die Spitzen des Partei- und Staatsapparats residiert hatten, schien es eine Selbstverständlichkeit zu sein, dass Parlament und Regierung von Bonn nach Berlin umzuziehen hätten. Die knappe Mehrheit von 18 Stimmen für den Umzug nach Berlin, für manche „kein Ruhmesblatt in der Geschichte des Deutschen Bundestages“⁷, kam nach einer intensiven Debatte nur mit den Stimmen der PDS zustande. In der parlamentarischen Diskussion selbst wurde der Begriff der „Berliner Republik“ nicht gebraucht.⁸ Allenfalls im rheinischen und lokalen Protest tauchte er als negative Kennzeichnung auf, wenn etwa der CSU-Bundestagsabgeordnete Günther Müller bei einer „Donnerstags-Demonstration“ auf dem Bonner Marktplatz unter dem Beifall der Menge ausrief: „Der Bürger soll wissen, was ihn dieses Vergnügen, aus der Bonner Republik eine Berliner Republik zu machen, kostet.“⁹ Damit war ein Argument benannt, das dann in den Auseinandersetzungen eine wichtige Rolle spielen sollte, über das die Umzugsbefürworter allerdings hinweggingen, indem sie Fakten schufen. Der Bundespräsident verlegte 1994 seine Residenz an die Spree, am 25. November 1998 tagte die Bundesregierung zum ersten Mal regulär in Berlin, das Parlament ein Jahr später. Bekanntlich dauerte alles etwas länger als geplant und gewünscht, das Berlin der 1990er Jahre wurde zu einer Dauerbaustelle; spektakuläre Architekturwettbewerbe steigerten Hoffnungen und Befürchtungen, begeisterte Zustimmung und vehemente Ablehnung, sorgten aber jedenfalls dafür, dass das Hauptstadt-Thema in der Öffentlichkeit permanent präsent blieb.¹⁰

Neben der innenpolitischen Rahmung und städtebaulichen spielen die fundamentalen außenpolitischen Veränderungen nach der Wiedervereinigung und dem Ende des Kalten Krieges, die nach einer neuen Sprache verlangten, eine große Rolle beim Aufkommen des Begriffs „Berliner Republik“. Die Presse berichtete Anfang 1994 von einer Studie des Carnegie Endowment for International Peace unter dem Titel „Nach Bonn – Amerika und die Berliner Republik“ mit der Idee einer umfassenden Kooperation, die Deutschland nicht mehr als Juniorpartner, sondern als europäische Regionalmacht sehe.¹¹ Als außenpolitisch entscheidende

⁷ *Sonthheimer*, Berlin, S. 3.

⁸ Zur Hauptstadtdebatte im Bundestag vgl. aus der kaum mehr zu überblickenden Literatur *Andreas Kießling*, Berlin, in: Werner Weidenfeld/Karl-Rudolf Korte (Hrsg.), *Handbuch zur deutschen Einheit 1949–1989–1999*. Frankfurt a. M./New York 1999, S. 57–71; *Joannah Caborn*, *Schleichende Wende. Diskurse von Nation und Erinnerung bei der Konstituierung der Berliner Republik*. Münster 2006, S. 65ff.

⁹ Zit. n. „Das Elend ist unbeschreiblich“. SPIEGEL-Reporter Jürgen Leinemann über Bonner Hoffnungen und Selbstmitleid im Sommerloch, in: *Der Spiegel* 34, 1991, S. 40–43, hier 43.

¹⁰ Vgl. *Max Welch Guerra*, *Hauptstadt Einig Vaterland. Planung und Politik zwischen Bonn und Berlin*. Berlin 1999; Themenheft *PolZG* 34–35, 2001; *Wolfgang Pehnt*, *Der Wunsch, zu sein wie andere auch. Zur Architektur der deutschen Hauptstadt*, in: Karl Heinz Bohrer/Kurt Scheel (Hrsg.), *Ein neues Deutschland? Zur Physiognomie der Berliner Republik*. (Sonderheft *Merkur*) Stuttgart 2006, S. 758–770.

¹¹ *Andrea Boehm*, *You are entering the Berlin Republic*, in: *taz* vom 01.02.1994; *Peter Gruber*, *USA: Bonn das Tor nach Moskau*, in: *Focus Magazin* vom 14.02.1994.

Zäsur wird in diesem Zusammenhang die deutsche Beteiligung am NATO-Einsatz gegen Serbien im Frühjahr 1999 genannt, mitunter aber auch, als „der wahre Geburtsakt der Berliner Republik“¹², die deutsche Verweigerung einer Teilnahme am Irakkrieg 2003, der vom US-Präsidenten George W. Bush mit einer medialen Propagandaschlacht vorbereitet worden war. In dem skizzierten innen- und außenpolitischen Rahmen eines symbolisch aufgeladenen Umzugs vom Rhein an die Spree und neuer außenpolitischer Anforderungen entwickelte sich die Rede von der „Berliner Republik“. Dass der konservative Publizist Johannes Groß der Erfinder des Begriffs mit einem einschlägigen Essay gewesen sei, wie meistens behauptet wird¹³, ist allerdings, wie bereits verdeutlicht, nicht ganz richtig. Er hatte lediglich eine bereits seit den frühen 1990er Jahren vereinzelt gebrauchte Wendung¹⁴ zu einer Formel verdichtet und „positiv interpretiert“¹⁵, wobei ein konservativer journalistischer Kollege meinte, es habe sich „nur um einen Werbegag, um den zugkräftigen Titel für ein Büchlein“ gehandelt.¹⁶ Dass ein zuvor eher stigmatisierender Begriff positiv besetzt wurde und damit in eine breite öffentliche Umlaufbahn expediert werden konnte, kennzeichnet ein bekanntes begriffshistorisches Muster; als weiteres Beispiel sei nur das Hantieren mit der „68er-Bewegung“ und „68er-Generation“ angeführt.

Protagonisten und Prognosen

Die Betonung der qualitativen Differenz der neuen zur alten Bundesrepublik bildete den kleinsten gemeinsamen Nenner der Befürworter des Begriffs der „Berliner Republik“.¹⁷ Johannes Groß konstatierte, die Bundesrepublik sei „durch die Wiedervereinigung nicht nur größer, sondern dank auch der sie begleitenden Veränderungen der internationalen Politik von Grund auf anders geworden.“¹⁸ Er verband damit das Postulat, dass sich die „Berliner Republik“ diesen Anforderungen gewachsen zeigen müsse. Dies knüpfte an diverse Veröffentlichungen an, die schon vor dem Ende der „alten Bundesrepublik“ beklagt hatten, dass aus der deutschen „Machtversessenheit“ eine satte „Machtvergessenheit“ geworden sei, während ein nationales Politikverständnis, wie in anderen Staaten üblich, vermisst wurde. Nach 1990 erhielten Forderungen, nach dem Bonner Sonderweg

¹² *Mary M. Mckenzie*, *The Origins of the Berlin Republic*, in: James Sperling (Hrsg.), *Germany at fifty-five. Berlin ist nicht Bonn? Manchester/New York 2004*, S. 58–79, hier 75.

¹³ *Johannes Groß*, *Begründung der Berliner Republik*. Stuttgart 1995.

¹⁴ Vgl. *Konrad H. Jarausch*, *Die Umkehr. Deutsche Wandlungen 1945–1995*. München 2004, S. 351f.

¹⁵ *Sontheimer*, *Berlin*, S. 4.

¹⁶ *Reitz*, *Ortswechsel*, S. 13.

¹⁷ Vgl. *Axel Schildt/Detlef Siegfried*, *Deutsche Kulturgeschichte. Die Bundesrepublik. 1945 bis zur Gegenwart*. München 2009, S. 508ff.

¹⁸ *Groß*, *Begründung*, S. 7.

nun den „Weg in die Normalität“ anzutreten, eine neue materielle Basis.¹⁹ Die „alte Bundesrepublik“ mochte als glückhaftes Ende einer „ironischen Nation“ erscheinen, nun aber war eine andere Haltung, ein anderer politischer Stil gefordert, und Kritik verdiente eine intransigente Spezies, die dem nicht so recht folgen wollte: „Die alte Bundesrepublik ist heute Gegenstand vielfältiger Liebeserklärungen. Ihre schärfsten Kritiker entpuppen sich als ihre zähesten Verteidiger. Der kleine praktische Staat der Bonner Republik wird als zivile Mischung aus Effizienz und Bescheidenheit gefeiert.“²⁰

In diesem Sinne meinte Arnulf Baring 1999: „Die Rückkehr nach Berlin kann die Heimkehr in die deutsche Geschichte bedeuten.“²¹ Die „kommende ‚Berliner Republik‘“ habe schon jetzt „einen populären Namen“, spiegele aber auch nicht mehr als eine „verbreitete, vage Erwartung.“²² Letztlich, so Baring, sei der Umzug in diesem Sinne der Vollzug der Wiedervereinigung: „Die Masse der Westdeutschen wird erst mit der Regierung in der Hauptstadt Berlin überhaupt merken, was sich 1990 ereignet hat. Nach dem Umzug wird man hoffentlich allmählich erfahren, was von der ‚Berliner Republik‘ zu halten ist, von der man jetzt so viel hört.“²³ Einen „langen Weg nach Westen“ hätten die Deutschen zurückgelegt, so der Publizist Eckhard Fuhr, doch „an seinem Ende finden sie sich mitten in der deutschen Geschichte wieder.“²⁴ Mit dem Blick auf das ehemalige „Deutsche Reich“ ließ sich die „dritte Republik“ allerdings nun als „kleiner, homogener und westlicher [...] als ihre Vorgänger“²⁵ bezeichnen, im Vergleich zur „alten Bundesrepublik“ hingegen werde sich das wiedervereinigte Deutschland hingegen „weiter nach Osten erstrecken und protestantischer sein“²⁶.

Die Betonung der Zäsur war nicht nur ein Anliegen machtsstaatsbewusster Publizisten. Dass die „Berliner Republik keine vergrößerte Altbundesrepublik“²⁷ sei,

¹⁹ *Andrei S. Markovits/Simon Reich*, Das deutsche Dilemma. Die Berliner Republik zwischen Macht und Machtverzicht. Mit einem Vorwort von Joschka Fischer. Berlin 1998, S.33. Vgl. *Hans-Peter Schwarz*, Die gezähmten Deutschen. Von der Machtbesessenheit zur Machtvergessenheit. Stuttgart 1985; *Gregor Schöllgen*, Angst vor der Macht. Die Deutschen und ihre Außenpolitik. Berlin 1993. Kritisch dazu *Hans-Ulrich Wehler*, Angst vor der Macht? (1993), in: ders., Die Gegenwart als Geschichte. Essays. München 1995, S.254–262; *Hans Karl Rupp*, Die Bundesrepublik als „Sonderweg“ der europäischen Geschichte, in: *PolZG* 39–40, 1999, S. 12–19.

²⁰ *Heinz Bude*, Die ironische Nation. Soziologie als Zeitdiagnose. Hamburg 1999, S. 7 (es handelt sich hier um die Sammlung einiger kleinerer Artikel des Soziologen aus den Jahren 1994–1998).

²¹ *Arnulf Baring*, Die Berliner Republik, in: *PolZG* 32–33, 1999, S.9–15, hier 11.

²² Ebd., S. 9, 10.

²³ Ebd., S. 9.

²⁴ *Eckhard Fuhr*, Wo wir uns finden. Die Berliner Republik als Vaterland. Berlin 2005.

²⁵ *Konrad H. Jarausch*, Die unverhoffte Einheit 1989–1990. Frankfurt a.M. 1995, S.323f. Der Begriff der „Berliner Republik“ findet hier noch keine Verwendung.

²⁶ *Jürgen Kocka*, Vereinigungskrise. Zur Geschichte der Gegenwart. Göttingen 1995, S. 31.

²⁷ *Bernward Baule*, Einleitung, in: ders. (Hrsg.), Hannah Arendt und die Berliner Republik. Fragen an das vereinigte Deutschland. Berlin 1996, S. 7–13. Vgl. *Otto Kallscheuer*, Hannah Arendt und die Berliner Republik, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik* 42, 1997, S. 1257–1268.

sondern etwas Neues aus den positiven Bestandteilen der beiden vorherigen Staaten, wurde vornehmlich aus ostdeutscher Sicht vertreten. Die „gegenseitige Leistungsanerkennung“, der „Freiheitsrevolution“ im Osten und der demokratischen Institutionen im Westen, begründe eine Berliner Republik.“²⁸

Das Argument der symbolischen NS-Belastung Berlins durch die dort befindlichen Ministerien und Dienststellen des „Dritten Reiches“ galt auch manchen linken und linksliberalen Betrachtern nicht als stichhaltig. So fragte der Publizist Michael Jäger: „Warum soll es nun eigentlich den Namen Berliner Republik nicht geben dürfen – und wenn er weiter nichts bedeutet, als daß deutsche Minister in belastete Räume einrücken, ohne in die belastete Zeit zurückzufallen?“²⁹

Auch Lothar Bisky, seinerzeit Vorsitzender der PDS, fasste den Begriff der „Berliner Republik“ positiv auf, als Chiffre für das Ende der politischen Kultur der alten Bundesrepublik: „Mit den Bundestagswahlen von 1998 ist deutschlandintern, aber auch für das Ausland unübersehbar deutlich geworden: Die Phase der Verlängerung der alten Bundesrepublik über den Zeitpunkt der Vereinigung Deutschlands hinaus ist nun auch politisch beendet. Deutschland definiert sich neu. Die Floskel vom Übergang von der Bonner zur Berliner Republik symbolisiert das.“ Im Übrigen verwies er darauf, dass die PDS erstmals auf einem Parteitag 1995 von der „Berliner Republik“ gesprochen und dafür in der konservativen Presse Empörung geerntet habe, weil dies eben die Forderung sei, eine „andere“ Republik zu errichten.³⁰

Insofern dominierte in der Selbstverständigungsdebatte Ende der 1990er Jahre zwar die positive Besetzung der „Berliner Republik“ durch konservative Publizisten, aber von einer klaren Unterscheidung nach links und rechts kann nicht gesprochen werden, zumal eben die Hochkonjunktur der Begrifflichkeit zusammenfiel mit dem Regierungswechsel zu einer „Linksunion“³¹ 1998, ein Wechsel, der wiederum einher ging mit dem Umzug in das Berliner Reichstagsgebäude ein Jahr später. Die Überhöhung des Regierungswechsels zum Antritt einer „Generation Berlin“³² wurde mit der raunenden Ankündigung versehen: „Nun wartet man in Deutschland auf eine neue Generation, die eine andere intellektuelle Haltung verkörpert.“³³ Der neue Kanzler Gerhard Schröder formulierte freilich

²⁸ Baule, Einleitung, S. 8, 9f.

²⁹ Michael Jäger, Probleme und Perspektiven der Berliner Republik. Münster 1999.

³⁰ Lothar Bisky, Geburt von Neuem, in: Rheinische Post, Streitfall, S. 105–106, hier 105. Vgl. Patrick Moreau, Mit Lenin im Bauch...? Die PDS auf der Suche nach einer Berliner Republik von links, in: Politische Studien 47, 1996, S. 27–43.

³¹ Baring, Berliner Republik, S. 10.

³² Heinz Bude, Generation Berlin. Berlin 2001. Der Autor spricht von „der von mir im Vorspiel zur Bundestagswahl von 1998 in die Welt gesetzte(n) Formel von der Generation Berlin“ (ebd., S. 7); diese Konstruktion einer Generation meinte letztlich die nach ihrem Marsch durch die Institutionen siegreichen 68er, anders als die „89er“, die nach der Wiedervereinigung – wenig erfolgreich – zur Gegengeneration stilisiert wurden und die wiederum zu unterscheiden ist von der Beschreibung von Jugendlichen in der empirischen Sozialforschung. Vgl. Claus Leggewie, Die 89er. Porträt einer Generation. Hamburg 1995.

³³ Bude, Generation, S. 13.

in seiner ersten Regierungserklärung zurückhaltend und jenseits historischer Schwere, als er zwar von einer „Republik der neuen Mitte“ sprach, aber zugleich das weltoffene Klima der Stadt und Berlin als „heitere und aufregende Stadt“ für junge Deutsche und Europäer imaginierte.³⁴ Gerade in der ersten Zeit seiner Kanzlerschaft verband Schröder ostentative Lockerheit, bisweilen verstanden als „Entsorgung der ganzen kulturevolutionären Altlast von 1968“³⁵, mit „größter Selbstverständlichkeit“ im Gebrauch des in den 1980er und 1990er Jahren „immer wieder kritisierten, ja skandalisierten Begriffs der ‚Normalität‘“, und er sprach gern davon, dass die „Berliner Republik“ „in gutem Sinne“ deutsch sei.³⁶

Die Rede von der „Berliner Republik“ bezog einen erheblichen Teil aus der Mythisierung der ehemaligen Reichshauptstadt, die wieder an ihre alte Funktion als politische und kulturelle Kapitale anknüpfen sollte. Dabei wurde freilich das Argument, dass die deutsche Geschichte „hier überall unausweichlich näher sei als sonstwo“³⁷, nur zurückhaltend bemüht. Während Hans Mommsen konstatierte, dass sich die Bundesrepublik „räumlich wieder in die Traditionen des Bismarck-Reiches“ einfüge³⁸, wurde in der Diskussion um die „Berliner Republik“ selten reflektiert, dass die einstmalige kulturelle Blüte Berlins in starkem Maße den vertriebenen und ermordeten deutsch-jüdischen Intellektuellen zu verdanken gewesen war³⁹ und die postulierte Rückkehr zu vergangenem Glanz eher Ignoranz als Geschichtsbewusstsein anzeigte.

Im Vordergrund stand eine Konstruktion von Berlin als Blaupause einer innovativen Gesellschaft: „Hier konzentriert sich die Macht und experimentiert sich die Gesellschaft des neuen Deutschlands“, schrieb der Soziologe Heinz Bude. Berlin bilde „die bevorzugte Ökologie für diese Generation“, die Hauptstadt stehe „für den Sprung in die Gegenwart.“⁴⁰ „In Berlin spüren wir hautnah die notwendigen Umstrukturierungsprozesse“, betonte auch der enge Vertraute Helmut Kohls und einflussreiche Wirtschaftsmanager Horst Teltschik und vertraute dem von der Metropole ausgehenden Zwang zu realistischer Anpassung an die wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Probleme der Gegenwart:

Ich bestreite, daß der Wechsel von Bonn nach Berlin zu einem anderen Staat führen wird. Aber ich bin überzeugt, daß sich durch Berlin eine andere Politik, ein anderer politischer Stil ausprägen wird. Berlin wird das Klima und die Auseinandersetzung der deutschen Gesellschaft, der Politik und der Medien mit den neuen gesellschaftlichen Aufgabenstellungen anregen und verändern. Berlin wird der Politik Veränderung aufzwingen, so wie der Weltmarkt den Unter-

³⁴ *Baring*, Berliner Republik, S. 9.

³⁵ *Bude*, Generation, S. 25.

³⁶ *Fuhr*, Wo wir uns finden, S. 37. Der neue Regierungsstil fand Eingang in ein Theaterstück von Christoph Schlingensiefel mit dem Titel „Die Berliner Republik oder der Ring in Afrika“, das 1999 in der Berliner Volksbühne aufgeführt wurde.

³⁷ *Baring*, Berliner Republik, S. 10.

³⁸ *Hans Mommsen*, Erwartungen an eine Berliner Republik, in: Rheinische Post, Streitfall, S. 114–119, hier 114.

³⁹ Vgl. *Joachim Schlör*, Bilder Berlins als „jüdischer Stadt“. Ein Beitrag zur Wahrnehmungsgeschichte der deutschen Metropole, in: AfS 37, 1997, S. 207–229.

⁴⁰ *Bude*, Generation, S. 7, 28.

nehmen ständig und ohne Schonung neue Veränderungen zumutet. Das ist gut gegen Selbstgefälligkeit und fördert Mut und Reformgeist.⁴¹

Insofern traf der Soziologe Heinz Bude einerseits den reformerischen Geist des Umzugs, als er formulierte, „was sich in der Vorstellungswelt der ‚Generation Berlin‘ herausbildet, ist der Leitbegriff des ‚unternehmerischen Einzelnen‘“, allerdings stand die damit verbundene liberale Idee, dass sich „der Staat als zentraler Akteur entzaubert“⁴², seltsam quer zur Betonung einer neuen nationalen Repräsentation durch die Hauptstadt, ein unausgesprochener Widerspruch der gesamten Ideologie der 1990er Jahre, in der ein individualistischer antistaatlicher Affekt auf die Realität einer ganz anderen Relativierung des Nationalen durch die Macht der globalen „Märkte“ – auch ein ideologischer Begriff jenes Jahrzehnts – traf. Diese Konstellation unterschied sich vom Aufbruchspathos für West-Berlin, als nach dem Grundlagenvertrag 1972 schon einmal die Chance gesehen worden war, „Berlin in den Rang einer Weltstadt zu heben.“⁴³

Die Beförderung zur „Weltstadt“, so wurde in den 1990er Jahren immer wieder betont, würde nicht nur der Errichtung eines metropolitanen Zentrums in Deutschland dienen, sondern auch, wie Johannes Groß in seiner „Begründung der Berliner Republik“ formulierte, die „Binnenisolation der deutschen Politik“ beenden und anzeigen, dass Deutschland die Rolle einer „Führungsmacht mit gleichberechtigter Mitentscheidung in Weltfragen“ beanspruche.⁴⁴ Arnulf Baring vermutete: „Sobald Parlament und Regierung in Berlin sind, wird vermutlich die alte, neue Nachbarschaft aller Deutschen – Ostmitteleuropa – nach und nach intensiver wahrgenommen werden.“⁴⁵ Auch diese Ostmittel- bzw. Mitteleuropa-Perspektive besaß Traditionswurzeln, die zwar bereits im letzten Jahrzehnt der „alten Bundesrepublik“ publizistisch freigelegt worden waren, aber nun für kurze Zeit erhöhte Interesse erhielten.⁴⁶

Die Ablehnung der „Berliner Republik“

So wie die Positionen der Befürworter des Begriffs „Berliner Republik“ nicht recht auf einen Nenner zu bringen sind, klingt auch der Chor der ablehnenden Stimmen dissonant. Geradezu instinktiv wehrten sich führende Politiker in den 1990er Jahren gegen diesen Begriff. Der Bundeskanzler Helmut Kohl nannte ihn

⁴¹ *Horst Teltschik*, Eine andere Politik, ein anderer politischer Stil, in: Rheinische Post, Streitfall, S. 18–22, hier 18.

⁴² *Bude*, Generation, S. 30, 31.

⁴³ *Jens Feddersen*, Berlin muß Modell einer Weltstadt werden, in: Rolf Heyen (Hrsg.), Die Entkrampfung Berlins oder Eine Stadt geht zur Tagesordnung über. Reinbek 1972, S. 11–4, hier 14. Vgl. *Wilfried Rott*, Die Insel. Eine Geschichte West-Berlins. 1948–1990. München 2009, S. 273 ff.

⁴⁴ *Groß*, Begründung, S. 92, 124.

⁴⁵ *Baring*, Berliner Republik, S. 9.

⁴⁶ Vgl. *Friedemann Schmidt*, Die Neue Rechte und die Berliner Republik. Parallel laufende Wege im Normalisierungsdiskurs. Wiesbaden 2001, S. 88 ff.

einen „ausgemachten Unsinn“, der Umzug von Bonn nach Berlin sei kein Umzug in eine „andere Republik“. Wolfgang Schäuble betonte 1997 vor der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik, er halte wenig von solchen „Wortungetümen“, und der Bundespräsident Roman Herzog sekundierte, er halte von dem Begriff „überhaupt nichts“, denn er sehe nicht, „dass die Berliner Republik eine andere Republik sein sollte als die von Bonn.“⁴⁷

Offenbar wirkte hier die seit Jahrzehnten gegen Zumutungen von links gebrauchte Negativformel von der „anderen Republik“ nach, die vor allem Helmut Kohl in seinem pfälzischen Idiom in seiner Kanzlerschaft schon vor 1990 ein ums andere Mal benutzt hatte. Der Sozialdemokrat Walter Momper sprach vom „Eti-kett einer Flasche, die noch leer ist“.⁴⁸

Alle Argumente, die für den Aufbruch in eine „Berliner Republik“ strapaziert worden waren und auf das Flair der Spree-Metropole abhoben, wurden von konservativen Politikern und namhaften, nicht nur konservativen Publizisten in ein Säurebad ätzender Kritik getaucht. „Berliner Republik“, so Ulrich Reitz, „meint im Kern, daß diese Stadt sich verändere durch den Umzug von Parlament und Regierung dorthin. Daß diese Veränderung eine geistige sei, die dann auf das gesamte Land ausstrahle und Deutschland wandle. Darin ist viel Illusion.“⁴⁹ Das Verhältnis zwischen Politikern und Bürgern werde „in Berlin so distanziert (sein) wie es in Bonn war“, der Regierungsumzug habe lediglich den „Tourismus beflügelt“⁵⁰, befand ein Autor der *Financial Times Deutschland*. Hans Mommsen bezweifelte, dass die Verlagerung des politischen Zentrums „in die mit extremem Aufwand aufpolierte Spree-Metropole“ inhaltliche Veränderungen bewirken könne. Auch im späten Kaiserreich und in der Weimarer Republik sei „nur wenig von der kulturellen Ausstrahlung Berlins auf die regierenden Kreise“ zu beobachten gewesen, habe doch „die kulturelle Entfaltung der Reichshauptstadt kaum etwas zur Ausbildung einer demokratischen politischen Kultur beigetragen.“⁵¹

Die Kritik an der Überschätzung der kulturellen Ausstrahlung und politischen Aufbruchswirkung der Spree-Metropole speiste sich in starkem Maße aus einer föderalistischen Grundhaltung, die unter Konservativen in der „alten Bundesrepublik“ von Beginn an – gegen konkurrierende nationalprotestantisch-borussische Tendenzen – dominant gewesen war. Dies betonte der Journalist Helmut Herles unmissverständlich: „Die Bundesrepublik hat eine eigene politische Kultur

⁴⁷ Die Äußerungen der Politiker zit. n. *Michael Sontheimer*, Berlin, Berlin. Der Umzug in die Hauptstadt. Hamburg 1999, S. 222. Nahezu wortgleich *Günther Oettinger*, Aus der Bonner Abgeschiedenheit mitten ins Leben hinein, in: *Rheinische Post*, Streitfall, S. 29–31, hier 29. Vgl. auch die Hinweise bei *Siegfried Schwarz*, Die Berliner Republik: mehr Wandel als Kontinuität?, in: *Deutschland-Archiv* 32, 1999, S. 451–456.

⁴⁸ Zit. n. *Lutz Hachmeister*, Nervöse Zone. Politik und Journalismus in der Berliner Republik. München 2007, S. 15.

⁴⁹ *Reitz*, Ortswechsel, S. 13.

⁵⁰ *Peter Ehrlich*, Vergebliche Suche nach der „Berliner Republik“, in: *Financial Times Deutschland* vom 15. 08. 2000.

⁵¹ *Mommsen*, Erwartungen, S. 116, 117. Vgl. *Detlef Briesen*, Die überschätzte Metropole. Über das System der deutschen Hauptstädte von 1850 bis 1940. Bonn 1992.

entwickelt, die mit dem Föderalismus zusammenhängt. Hier gibt es keine übermächtige Zentrale, die den Rest zur Provinz degradiert. Deutschland hat viele Hauptstädte, hat eine polyzentrische Kultur.⁵² „Berlin wird nicht die geistige Metropole Deutschlands. Die ist dezentral, wie so vieles im Land.“⁵³ Die föderalistische Kritik am Berlin-Hype, die Ablehnung „tönender Schlagworte wie dem einer künftigen ‚Berliner Republik‘“⁵⁴, das „Geschwätzigkeit und Substanzlosigkeit zum Prinzip unserer Politik“⁵⁵ mache, mündete allerdings nur ausnahmsweise in die radikale Negativformel: „Die DDR war die Berliner Republik.“⁵⁶ Sie transportierte die rheinische Sicht auf eine angebliche ostdeutsche Entität, die den vehementen Unmut in Thüringen, Sachsen oder Mecklenburg über die Bevorzugung der „Hauptstadt der DDR“ ignorierte, abgesehen davon, dass der zweite deutsche Staat auch in der Propaganda des Kalten Krieges niemals als „Berliner Republik“ titulierte worden war. Allenfalls der Stadtteil Pankow war im Zusammenhang mit dem ostdeutschen Regime zum Feindbild geworden.

Die Ablehnung des Begriffs der „Berliner Republik“ mit föderalistischen Argumenten ging einher mit einer generellen Relativierung des Nationalen angesichts der Europäisierung und Globalisierung politischer und wirtschaftlicher Prozesse. In diesem Zusammenhang spielte ein Aufsatz von Jürgen Habermas eine wichtige Rolle, der 1995 veröffentlicht wurde und die „Berliner Republik“ im Titel trug. Wenn dennoch stets nur der Essay von Johannes Groß als begriffsschöpfend genannt wird, so liegt das vermutlich auch daran, dass der Aufsatz von Habermas zwar keine Kritik an der Bezeichnung, aber dafür eine umso schärfere Abrechnung mit den Motiven konservativer Protagonisten des Begriffs lieferte, so dass der Titel, in dem auch die im Historikerstreit umstrittene „Normalität“ vorkam, als ironisch verstanden werden kann.⁵⁷

Habermas konstatierte nüchtern, dass „die verschiedenen Tendenzen zur Globalisierung des Verkehrs und der Kommunikation, der wirtschaftlichen Produktion und ihrer Finanzierung, des Technologie- und Waffentransfers, des Drogenhandels und der Kriminalität, vor allem der strategischen wie ökologischen Gefahren“, Probleme hervorbringen würden, „die innerhalb des nationalstaatlichen Rahmens nicht mehr bewältigt werden können.“⁵⁸ „Heute müssen wir das republikanische Erbe des Nationalstaats auf europäischer Ebene fortzuführen

⁵² *Helmut Herles*, Die deutsche Einigung aus der Sicht eines Journalisten, in: Peter Krüger (Hrsg.), *Deutschland, deutscher Staat, deutsche Nation. Historische Erkundungen eines Spannungsverhältnisses*. Marburg 1993, S. 139–149, Zitate 148.

⁵³ *Reitz*, *Ortswechsel*, S. 15.

⁵⁴ *Karl-Dietrich Bracher*, Rückblick auf Bonn, in: *PolZG* 32–33, 1999, S. 3–8, hier 3.

⁵⁵ *Michael Wolffsohn*, Pfeifen im dunklen Wald, in: *Rheinische Post*, Streitfall, S. 107–109, hier 107.

⁵⁶ *Reitz*, *Ortswechsel*, S. 14.

⁵⁷ *Jürgen Habermas*, Die Normalität einer Berliner Republik. Kleine Politische Schriften VIII. Frankfurt a. M. 1995 (der titelgebende Beitrag lautete: 1989 im Schatten von 1945. Zur Normalität einer künftigen Berliner Republik. Rede zur 50. Wiederkehr des 8. Mai 1945, gehalten am 7. Mai 1995 in der Frankfurter Paulskirche).

⁵⁸ *Ebd.*, S. 174.

suchen. Eine Berliner Republik ohne den fatalen Beigeschmack falscher Kontinuitäten würde sogar weniger autonom sein und doch initiativreicher operieren als die alte Bundesrepublik.“⁵⁹ Angesichts dieser Argumentation, die im Übrigen der Betonung des europäischen Integrationsprozesses durch die Bundesregierung, aber auch große Teile der Sozialdemokratie⁶⁰, nicht unähnlich war, blieb nur die Frage, warum es dann überhaupt des Begriffs der „Berliner Republik“ bedurfte, der in die nationale Vergangenheit verwies. Habermas stand jedenfalls nicht an zu bekennen, dass ihm der europäisch denkende „Kohl auch sympathisch geworden“ sei, demonstrierte er doch das „beinahe schon körperliche Dementi jener Art von Staatsästhetik, die von unseren elitären Geistern, vor allem seit 1989, eingefordert wird.“⁶¹ Mochte die „Berliner Republik“ noch als Bezeichnung hingehen, die Stilisierung einer „Generation Berlin“ war Habermas schlicht unerträglich:

Mein Freund Herbert Marcuse, der ja den Berliner Tonfall nicht einmal im Englischen verleugnete, hätte zu den kursierenden Schnittmustern für eine ‚Generation Berlin‘ nur ‚Kacke mit Lackritze‘ gesagt. Eine neue Generation oder eine neue Kultur, die der Hauptstadt ja zu wünschen wäre, kann man schlecht ankündigen. Man ist eine neue Generation, indem man etwas Neues hervorbringt – mit einem neuen Design ist es nicht getan.⁶²

Hier drückte sich ein grundsätzliches Misstrauen gegen die Möglichkeit der Ausbreitung einer schneidigen nationalliberalen Ideologie aus, in der das Bekenntnis zu Deutschland sich mit der Affirmation der „Märkte“ zu einer „neuen Einheitsprache“⁶³ verbinden würde.

Fazit

Dass es dazu nicht kam, hängt einerseits mit der Entzauberung der neoliberalen Ideologie einer neuen schönen Welt voller unternehmerischer Initiative und einem schwachen Sozialstaat zusammen, dessen Funktion die „Märkte“ übernehmen könnten; eine Ideologie, die zwar immer noch in der medialen Öffentlichkeit verbreitet wird, da starke Interessen dahinter stehen, die aber nach den enormen Verwerfungen der permanent gewordenen Finanzkrise doch ihre intellektuelle Faszination verloren hat und wie tiefstes 20. Jahrhundert anmutet. Insofern eignet sich hier eher der Begriff der „Berliner Medienrepublik“⁶⁴, während die „Berliner Republik“ keinen begrifflichen Glanz mehr besitzt.

⁵⁹ Ebd., S. 187.

⁶⁰ Wolfgang Heisenberg (Hrsg.), Die Vereinigung Deutschlands in europäischer Perspektive. Baden-Baden 1992.

⁶¹ Jürgen Habermas, Zeit der Übergänge. Kleine Politische Schriften IX. Frankfurt a. M. 2001, S. 11 (der Band enthält Äußerungen aus den Jahren 1998–2001).

⁶² Ebd., S. 21f.

⁶³ Wolfgang Engler, Berliner Republik in Bedrängnis oder Die neoliberale Herausforderung des politischen Liberalismus, in: Baule, Hannah Arendt, S. 180–195, hier 181.

⁶⁴ Hachmeister, Nervöse Zone, S. 16.

Zum anderen hat die „Deuschtümelei“ der „Liberalkonservativen“, die Jürgen Habermas in einem Brief an Christa Wolf 1991 noch als künftige Gefahr ansah⁶⁵, bisher wenig Wirkung gezeigt. Die „Wiederentdeckung des Nationalen“⁶⁶ bestand und besteht aus vielen Alltagsfacetten und ist jeweils verbunden mit ganz anderen Versatzstücken, mit regionalen und europäischen Identitäts-Konstruktionen, wie es etwa der Party-Patriotismus im Jahr des Fußball-WM-Sommermärchens 2006 zeigte. Der giftige nationalistische Stachel, der nach 1945 gezogen worden war, ist auch in der Bundesrepublik „der Berliner Variante“⁶⁷ nicht nachgewachsen, eine bedrohliche „Berliner Republik“ in diesem Sinne nicht entstanden. Vor diesem Hintergrund kann dem Votum Kurt Sontheimers gefolgt werden, der für „Bezeichnungsfreiheit“ plädierte – allerdings unter der Voraussetzung, die „Berliner Republik“ in Anführungszeichen zu belassen.⁶⁸

⁶⁵ Jürgen Habermas an Christa Wolf, 26. 11. 1991, in: ders., Normalität, S. 101–111, hier 103. Vgl. Dieter Rudolf Knoell, Kritik der deutschen Wendeköpfe. Frontberichte vom publizistischen Feldzug zur Herbeiführung des Endsiegs über die zersetzende Gesellschaftskritik. Münster 1992.

⁶⁶ Vgl. neuerdings die kulturwissenschaftliche Habilitationsschrift von Irene Götz, Deutsche Identitäten. Die Wiederentdeckung des Nationalen nach 1989. Köln u. a. 2011.

⁶⁷ Markovits/Reich, Dilemma, S. 32.

⁶⁸ Sontheimer, Berlin, S. 5. Vgl. Heinrich August Winkler, Die „Berliner Republik“ in der Kontinuität der deutschen Geschichte, in: Werner Süß/Ralf Rytlewski (Hrsg.), Berlin. Die Hauptstadt. Vergangenheit und Zukunft einer europäischen Metropole. Bonn 1999, S. 235–244.

Eckart Conze

Geschichte als Argument. Nationalsozialismus, Zweiter Weltkrieg und Holocaust in der Auseinandersetzung über die nukleare Rüstung um 1980

Anfang Juni 1983, die Auseinandersetzung über die im NATO-Doppelbeschluss von 1979 vorgesehene Stationierung von neuen amerikanischen nuklearen Mittelstreckenwaffen auf dem Gebiet der Bundesrepublik Deutschland und anderer westeuropäischer Staaten ging ihrem Höhepunkt entgegen, gaben die im März des gleichen Jahres als Abgeordnete in den Bundestag eingezogenen GRÜNEN-Politiker Joschka Fischer und Otto Schily dem „Spiegel“ ein Interview.¹ Das Gespräch drehte sich um die parlamentarische Arbeit der GRÜNEN, um die verschiedenen Flügel der neuen Partei und um mögliche Koalitionsperspektiven. Doch vor allem ging es um den Protest der GRÜNEN und der Friedensbewegung ganz allgemein gegen die geplante – und nach Lage der Dinge bevorstehende – Raketenstationierung. Es ging um die Legitimität dieses Protests, es ging um die Legalität bestimmter Protestformen, beispielsweise von Sitzblockaden. Fischer und Schily beriefen sich zur Rechtfertigung des Protests und seiner Mittel auf das in Artikel 20 des Grundgesetzes festgeschriebene Recht auf Widerstand. Darauf angesprochen, dass dieser Verfassungsartikel doch dem Schutz der Demokratie und der freiheitlich-demokratischen Grundordnung der Bundesrepublik diene vor dem Hintergrund von „Ermächtigungsgesetz, Judenausrottung, nicht Stationierung von Raketen“, erwiderte Otto Schily: Wenn Europa an den Rand eines Atomkrieges gerate, „droht uns ein atomares Auschwitz. Deshalb ist gewaltfreier Widerstand gerechtfertigt“. Und Joschka Fischer fügte hinzu:

Es ist sicher richtig, die Einmaligkeit des Verbrechens, das die Nationalsozialisten am jüdischen Volk begangen haben, nicht mit schnellen Analogieschlüssen zu überdecken. Aber ich finde es doch moralisch erschreckend, dass es offensichtlich in der Systemlogik der Moderne, auch nach Auschwitz, noch nicht tabu ist, weiter Massenvernichtung vorzubereiten – diesmal nicht entlang der Rassenideologie, sondern entlang des Ost-West-Konflikts.²

Zwei Wochen nach dem Interview debattierte der Bundestag über die Umsetzung des NATO-Doppelbeschlusses und die Raketenstationierung. Heiner Geißler,

¹ Die derzeit an Dynamik gewinnende Forschung über Rüstungspolitik und Friedensbewegung in den Jahren um 1980 ist ein Musterbeispiel für die Verflechtung und Interdependenz außenpolitischer und innenpolitischer sowie gesellschaftlicher Entwicklungen. Als Teil einer modern verstandenen Internationalen Geschichte und überdies, insbesondere mit Blick auf die Friedensbewegung, als Thematik im Spektrum von „Konfession und Gesellschaft“ steht sie in besonderer Weise für Forschungsinteressen und Forschungsansätze Wilfried Loths. Jan Ole Wiechmann danke ich für seine Unterstützung bei der Vorbereitung dieses Beitrags.

² „Wir sind ein schöner Unkrautgarten“. Die grünen Abgeordneten Joschka Fischer und Otto Schily über die Auseinandersetzungen ihrer Partei. Spiegel-Gespräch, in: Der Spiegel 24, 1983, S. 23–27 (dort auch die Zitate).

Minister für Jugend, Familie und Gesundheit im Kabinett Kohl und zugleich Generalsekretär der CDU, griff in seinem Beitrag zu der kontrovers und hitzig geführten Debatte die Äußerungen der beiden GRÜNEN-Politiker im „Spiegel“ auf und attackierte insbesondere Joschka Fischer scharf: „Die Massenvernichtung in Auschwitz gedanklich in Verbindung zu bringen mit der Verteidigung der atomaren Abschreckung eines freiheitlich-demokratischen Rechtsstaats, dies gehört (...) in das Kapitel einer Verwirrung der Begriffe und Geister, die wir jetzt bestehen müssen.“ Und Geißler entgegnete Fischer sodann: „Der Pazifismus der 30er Jahre, der sich in seiner gesinnungsethischen Begründung nur wenig von dem unterscheidet, was wir in der Begründung des heutigen Pazifismus zur Kenntnis zu nehmen haben, dieser Pazifismus der 30er Jahre hat Auschwitz erst möglich gemacht.“³ Geißlers Ausführungen, das ist wenig überraschend und sogar im nüchternen Plenarprotokoll zu erkennen, führten im Parlament zu erregten Auseinandersetzungen, die rasch auch eine breitere Öffentlichkeit erreichten. Angehörige der Friedensbewegung und Gegner der NATO-Nachrüstung fühlten durch die historische Argumentation des CDU-Generalsekretärs nicht nur den Pazifismus der Zwischenkriegszeit in eine Mitverantwortung für den Holocaust gerückt, sondern indirekt auch sich selbst mit dem Mord an den europäischen Juden in Verbindung gebracht. Sie warfen Geißler und der Bundesregierung vor, eine „Umdeutung deutscher Geschichte“ zu betreiben, „weil die Erinnerung an Verfolgung und Krieg durch Deutschland kritisches Potential in der Bevölkerung gegen Aufrüstung und Konfrontationspolitik schafft und stärkt“.⁴

Lehren aus der Geschichte

Seit 1949 hat die Geschichte des Nationalsozialismus in ganz unterschiedlichen politischen Debattenzusammenhängen der Bundesrepublik Deutschland eine wichtige Rolle gespielt.⁵ Das ging weit über die normative Abgrenzung von der NS-Diktatur und ihren Verbrechen hinaus. Vielmehr dienten die Bezugnahmen auf den Nationalsozialismus, darunter immer wieder auch auf den Zweiten Weltkrieg und den Holocaust, zum einen als Argumente zur Begründung und zur Legitimation eigener politischer Positionen. Zum anderen aber sollten sie auch Positionen des politischen Gegners diskreditieren. Voraussetzung für die Wirkung, die den sich der Geschichte bedienenden Argumenten offensichtlich zugeschrieben wurde, war die zentrale Bedeutung des Nationalsozialismus – und im Laufe der Zeit immer stärker des Holocaust – in der und für die politische Kultur der

³ Deutscher Bundestag, 10. Wahlperiode, 13. Sitzung, 15. 06. 1983, S. 755.

⁴ *Volkmar Deile*, Verfälschung deutscher Geschichte, in: *Zeichen* 3, 1984, S. 14–16, hier 15.

⁵ Vgl. in allgemeiner Perspektive *Edgar Wolfrum*, *Geschichte als Waffe. Vom Kaiserreich bis zur Wiedervereinigung*. Göttingen 2001. Mit Blick auf parlamentarische Debatten *Helmut Dubiel*, *Niemand ist frei von der Geschichte. Die nationalsozialistische Herrschaft in den Debatten des Deutschen Bundestages*. München 1999.

Bundesrepublik.⁶ Die Bundesrepublik entstand und entwickelte sich vor der Negativfolie des Dritten Reiches. Mit dem Grundgesetz zog man nicht nur die Lehren aus dem Scheitern der Weimarer Demokratie, sondern man errichtete auch Barrieren – die Debatten des Parlamentarischen Rates 1948/49 zeigen das in großer Intensität – gegen Extremismus, totalitäre Ideologien sowie eine Politik von Krieg und Genozid. Gerade in der Frühzeit der Bundesrepublik führte auch der politische und gesellschaftliche Antikommunismus vor dem Hintergrund des Kalten Krieges, der deutschen Teilung und der sowohl ost-westlichen als auch deutsch-deutschen Systemkonkurrenz zu einer permanenten Vergegenwärtigung des Nationalsozialismus, die durch das nicht nur wissenschaftlich, sondern auch politisch wirksame Totalitarismusparadigma noch befördert wurde.

Auch in der Außen- und Sicherheitspolitik wurden „Lehren aus der Geschichte“ gezogen. Es überrascht nicht, dass die Auseinandersetzung über die westdeutsche Wiederbewaffnung in den 1950er Jahren von Seiten der Gegner der Remilitarisierung auch mit Hinweisen auf den zum damaligen Zeitpunkt gerade zehn Jahre zurückliegenden Zweiten Weltkrieg, die deutschen Aggressionen und die Besetzung weiter Teile Europas durch deutsche Truppen geführt wurde. Ergab sich daraus nicht ein moralischer und politischer Imperativ nicht nur zum Frieden, sondern auch zum Verzicht auf deutsche Streitkräfte, auf eine „neue Wehrmacht“, wie es damals noch hieß? Als die Aufstellung der Bundeswehr dann beschlossene Sache war, wurde ihre an den Leitperspektiven der „Inneren Führung“ und des „Staatsbürgers in Uniform“ ausgerichtete innere Ordnung, die die Demokratisierung der Streitkräfte bewirken sollte, in klarer und entschiedener Distanzierung von Reichswehr und Wehrmacht konzipiert und begründet.⁷ Als die Ausrüstung der Bundeswehr mit nuklearen Trägersystemen gegen Ende der 1950er Jahre zum Kristallisationspunkt einer bundesrepublikanischen Friedensbewegung wurde, leitete diese ihre Kampagne „Kampf dem Atomtod“ auch aus den Erfahrungen der Zeit des Nationalsozialismus her. Der künftige Nuklearkrieg, den man zu verhindern trachtete, war nicht zu trennen von der „Erinnerung an die vergangene Katastrophe“ des Zweiten Weltkriegs.⁸ Der Philosoph Günther Anders, einer der Vordenker der Atomrüstungsgegner, bezeichnete die nukleare Bedrohung als totalitär, weil sie „die Erde in ein ausfluchtloses Konzentrationslager“ verwandele.⁹

⁶ Dazu vor allem die Arbeiten von *Peter Reichel*, *Vergangenheitsbewältigung in Deutschland. Die Auseinandersetzung mit der NS-Diktatur von 1945 bis heute*. München 2001; *ders.*, *Der Nationalsozialismus – die zweite Geschichte. Überwindung, Deutung, Erinnerung*. München 2009.

⁷ *Detlef Bald*, *Die Bundeswehr. Eine kritische Geschichte 1955–2005*. München 2005. Vgl. auch *Eckart Conze*, *Die Suche nach Sicherheit. Eine Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von 1949 bis in die Gegenwart*. München 2009, S. 93–97.

⁸ *Michael Geyer*, *Der Kalte Krieg, die Deutschen und die Angst. Die westdeutsche Opposition gegen Wiederbewaffnung und Kernwaffen*, in: Klaus Naumann (Hrsg.), *Nachkrieg*. Hamburg 2001, S. 267–318, hier 314.

⁹ *Günther Anders*, *Thesen zum Atomzeitalter [1959]*, abgedruckt in: Karlheinz Lipp u. a. (Hrsg.), *Frieden und Friedensbewegung in Deutschland 1892–1992*. Essen 2010, S. 285–287, hier 285. Vgl. auch *Holger Nehring*, *Die nachgeholte Stunde Null. Intellektuelle Debatten um die Atombewaffnung der Bundeswehr*, in: Dominik Geppert/Jens Hacke (Hrsg.), *Streit um den Staat. Intellektuelle Debatten in der Bundesrepublik*. Göttingen 2008, S. 229–250.

In den 1960er Jahren verbanden sich politische Rückbezüge auf den Nationalsozialismus nicht nur mit politischen Konfliktlinien, sondern auch mit generationellen. Das in der Studentenbewegung virulente Gedankengut der „Neuen Linken“ stellte einen Zusammenhang her zwischen Kapitalismus und Faschismus, erklärte den Aufstieg des Nationalsozialismus aus den Interessen und Handlungen deutscher Großunternehmen, zielte aber mit einer solchen Geschichtsdeutung auf die Gesellschaft der Gegenwart. In der westdeutschen Auseinandersetzung über die Notstandsgesetze der Jahre 1967/68 waren Bezüge zum Dritten Reich omnipräsent. Nicht wenige ihrer Gegner verglichen die Notstandsverfassung mit dem Ermächtigungsgesetz von 1933, warnten vor einer unkontrollierten Exekutive und nannten die geplanten und schließlich 1968 mit großer Mehrheit vom Bundestag verabschiedeten Gesetze „NS-Gesetze“. Aber auch die politische und gesellschaftliche Auseinandersetzung mit den Studentenunruhen und der 1968er Bewegung lief in einem Einordnungs- und Deutungssystem voller Bezüge auf den Nationalsozialismus ab, die sich nicht zuletzt daraus ergaben, dass ein Teil des Generationenkonflikts der 1960er Jahre auch um die Frage nach der NS-Vergangenheit der älteren Generation – oftmals der Elterngeneration – kreiste sowie um die defizitäre Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit nach 1945.¹⁰

Zu den neuen sozialen Bewegungen, die sich in der Bundesrepublik aus der Studentenbewegung der 1960er Jahre entwickelten, zählen sowohl die Umwelts als auch die Friedensbewegung, so sehr letztere auch an ältere Traditionen anknüpfte. Angesichts der ideellen und personellen Verbindungen beider Bewegungen mit „1968“ ist es kaum überraschend, dass zum argumentativen Repertoire ihres antinuklearen Protests auch der Rekurs auf den Nationalsozialismus gehörte. Aber die Tatsache, dass die Debatte über nukleare Waffen und nukleare Rüstung in den Jahren um 1980 so voller Bezüge auf den Nationalsozialismus war, lässt sich damit allein nicht erklären. Denn nicht nur die Angehörigen der Friedensbewegung und die Gegner atomarer Rüstung versuchten, aus der Geschichte des Nationalsozialismus ihr eigenes Denken und Handeln zu begründen und seine politische und moralische Richtigkeit abzuleiten, auch die Befürworter einer Stationierung von nuklearen Mittelstreckenwaffen auf deutschem Boden beriefen sich auf die Geschichte des Nationalsozialismus, und dies nicht zuletzt, um die Friedensbewegung und ihre Ziele zu desavouieren.

„Wir warnen davor, geschichtliche Beispiele aus der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft als Waffe im tagespolitischen Kampf zu benutzen“, hieß es in einem „Wort zum 30. Januar 1983“ des Rates der EKD.¹¹ Nicht nur die Bundestagsdebatte vom 15. Juni 1983, in der Heiner Geißler den Pazifismus der 1930er Jahre mit dem Holocaust in Verbindung brachte, zeigt, dass die Mahnung von kirchlicher Seite keine Wirkung zeigte. Doch warum bezogen sich in der Auseinandersetzung über die nukleare Rüstung ganz unterschiedliche Akteure in ganz

¹⁰ S. dazu beispielsweise *Norbert Frei*, 1968. Jugendrevolte und globaler Protest. München 2008, S. 77–88, oder *Conze*, Suche nach Sicherheit, S. 336–347.

¹¹ Rat der EKD: Wort zum 30.01.1983, in: Junge Kirche 1, 1983, S. 21.

unterschiedlicher Weise teils argumentativ, teils auch nur rhetorisch immer wieder auf den Nationalsozialismus und insbesondere den Holocaust? Um diese Frage zu beantworten, ist es sinnvoll, die unterschiedlichen Ausformungen dieser historischen Bezüge darzustellen und einzuordnen.

Appeasement und Pazifismus der 1930er Jahre

Die Verwendung der Geschichte als argumentatives Arsenal beschränkte sich nicht auf die Jahre 1933 bis 1945. Im Vorfeld der 150. Wiederkehr des Hambacher Fests 1982 plädierte die in der Friedensbewegung stark engagierte Evangelische Studentengemeinde (ESG) dafür, sich in die Tradition dieses Treffens der liberalen Bewegung zu stellen, und betonte die „Parallelität im Kampf um eine den Volkswillen unterdrückende Politik“.¹² Schon Ende der 1970er Jahre erinnerte man in der Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste an die Zeit des Vormärz, die Revolution von 1848, und man sang Ferdinand Freiligraths Lied „Trotz alledem“, das man um einige aktuelle Strophen ergänzte.¹³ Andere Bezugsmöglichkeiten bildeten die Geschichte des deutschen Kaiserreichs, insbesondere seine Außenpolitik, und der Beginn des Ersten Weltkriegs. Bundeskanzler Helmut Schmidt stellte wieder und wieder die Integration in die Bündnisstrukturen des Westens und ihre Bündnissolidarität als zentrale Erfordernisse der Außenpolitik der Bundesrepublik dar und leitete daraus die Verpflichtung zur Umsetzung des NATO-Doppelbeschlusses ab. Er warnte vor deutscher Isolation und Selbstisolierung durch ein Ausscheren der Bundesrepublik. Doch während Schmidt die „Gefahr eines umgedrehten deutschen Wilhelminismus“ beschwor,¹⁴ erinnerten die Gegner seiner Politik an die Rüstungsdynamik der Zeit vor 1914, die geradezu unausweichlich in den Ersten Weltkrieg geführt habe.¹⁵ „Rüstung führt zum Krieg“, so wurde diese historische Erfahrung verallgemeinert. Waren nicht „alle Versuche, Frieden durch Aufrüstung und Abschreckung zu erreichen, [...] historisch gescheitert“, formulierte die GRÜNEN-Politikerin Jutta Ditfurth.¹⁶ Hätte es 1914 Atomwaffen gegeben, so argumentierten Andere, dann wäre es wegen deren

¹² Evangelische Studentengemeinde in der Bundesrepublik und in Berlin (West): Protokoll der Darmstädter Konferenz am 09.10.1981 in Bonn-St.Augustin-Mülldorf, in: Bibliothek für Zeitgeschichte Stuttgart. Dokumentationsstelle für unkonventionelle Literatur. Bestand: Ohne Rüstung leben. Ordner 1, S. 1f.

¹³ *Volkmar Deile/Klaus Geyer*, *Leben ohne Waffen – Frieden ist der Weg*. 5. Festival der Friedensdienste Pfingsten 1978 in Beienrode, in: *Junge Kirche* 7, 1978, S. 384–390.

¹⁴ *Helmut Schmidt*, *Kirche – Christen – Politik. Die gefährdete Vernunft*, in: Carola Wolf (Hrsg.), *Kirchentagstaschenbuch Hamburg* 1981. Stuttgart 1981, S. 144–152, hier 147.

¹⁵ Siehe dazu beispielsweise *Karl-Heinz Janssen*, *Wie war das 1914? Die mehr oder weniger zulässigen Schlussfolgerungen des Bundeskanzlers aus der Zeitgeschichte*, in: *Die Zeit* vom 23.05.1980.

¹⁶ *Jutta Ditfurth*, *Die Verführung zur Tötungsbereitschaft. Rede vor der Frankfurter Stadtverordnetenversammlung am 09.06.1983*, in: dies., *Träumen, Kämpfen, Verwirklichen. Politische Texte bis 1987*. Köln 1988, S. 31, zit. n.: *Andreas Wirsching*, *Abschied vom Provisorium. Geschichte der Bundesrepublik 1982–1990*. München 2006, S. 85.

abschreckender Wirkung nicht zum Krieg gekommen. Atomwaffen und die nukleare Abschreckung seien für politische und militärische Entscheidungsträger wie eine Kristallkugel, in der man die Zukunft vorhersehen könne.¹⁷

Das Argument der Abschreckung wurde, in anderer Wendung, auch auf den Zweiten Weltkrieg und die nationalsozialistische Kriegspolitik bezogen. Hatten nicht die mangelnde Rüstung und die fehlende Kriegsbereitschaft Großbritanniens und Frankreichs Hitler in seinem Kriegskurs bestärkt? Schon in den 1950er und 1960er Jahren war in der westlichen Politik gegenüber der Sowjetunion der Hinweis auf die Appeasement-Politik der 1930er Jahre und ihre Folgen ein Standardargument. Gerade in der Bundesrepublik wurden Forderungen nach einer harten Haltung der USA in der Konfrontation mit der Sowjetunion, beispielsweise in der Berlin-Frage, häufig als Lehre aus der Vorgeschichte des Zweiten Weltkriegs und der Appeasement-Politik dargestellt. So sandten deutsche Studenten wenige Tage nach dem Mauerbau in Berlin einen Regenschirm an US-Präsident Kennedy: als „Symbol einer verfehlten Politik“, wie sie schrieben.¹⁸

Zu Beginn der 1980er Jahre indes veränderte beziehungsweise erweiterte sich die Argumentation in zwei Richtungen: Zunächst ging es nun nicht mehr nur um die Politik der Regierungen, sondern um die – letztlich nicht zu bestreitende – gesellschaftliche Verankerung dieser Politik, die man sehr bewusst mit Pazifismus und Friedensbewegungen in Verbindung brachte. Wochen vor Heiner Geißlers Auftritt im Bundestag hatte Alois Mertes, ein Außenpolitiker der CDU, in einer Rede bereits betont, „wie sehr Friedensbewegungen und einseitige Abrüstungstendenzen in den dreißiger Jahren im Westen bei Hitler zu Fehlkalkulationen geführt haben und damit ein Stück Mitverantwortung für den Zweiten Weltkrieg tragen“.¹⁹ Das waren Argumente, die über 20 Jahre früher, Ende der 1950er Jahre, der Evangelische Arbeitskreis der CDU verwandt hatte, um sich von der Protestbewegung „Kampf dem Atomtod“ zu distanzieren.²⁰ Während Mertes jedoch noch von Mitverantwortung für den Zweiten Weltkrieg gesprochen hatte, veränderte sein Parteifreund Geißler wenige Wochen später die Argumentation und spitzte sie dadurch extrem zu. Der Pazifismus der 1930er Jahre habe Auschwitz

¹⁷ So bspw. die Argumentation von *Joseph S. Nye*, in: James G. Blight/David A. Welch (Hrsg.), *On the Brink. Americans and Soviets Reexamine the Cuban Missile Crisis*. 2. Aufl. New York 1990, S. 95.

¹⁸ Siehe *Eckart Conze*, *Cold War Crises and Public Opinion. West European Public Opinion and the Berlin Wall 1961*, in: Wilfried Loth (Hrsg.), *Europe, Cold War and Coexistence 1953–1965*. London 2004, S. 80–97, hier 85.

¹⁹ Alois Mertes, Rede vor dem Schwedischen Institut für Auswärtige Politik, Stockholm, 18. 05. 1983, zit. n.: *Judith Michel*, „Richtige“ und „falsche“ Angst in der westdeutschen Debatte um den Nato-Doppelbeschluss, in: Patrick Bormann u. a. (Hrsg.), *Angst in den internationalen Beziehungen*. Göttingen 2010, S. 251–272, hier 262.

²⁰ In einer „An die evangelischen Christen Deutschlands“ adressierten Erklärung des Evangelischen Arbeitskreises der CDU aus dem Juni 1958 hieß es: „Die bequeme Ausflucht in den allzu billigen Frieden ist die eigentliche Kriegsgefahr – nicht anders als 1939. Die pazifistische Schwäche seiner Gegner hat Hitler ermutigt, sein Risiko gering einzuschätzen.“ Die Erklärung ist abgedruckt in: Lipp u. a., *Frieden und Friedensbewegung*, S. 284f.

erst möglich gemacht.²¹ Damit waren Pazifismus und Friedensbewegung mit dem Holocaust in Verbindung gebracht worden. Geißler und all denjenigen, die sich seiner – letztlich nie revidierten – Position anschlossen, bis hin zu Bundeskanzler Helmut Kohl, ging es nicht nur darum, in einer „historisch schiefen und anfechtbaren Analogie“²² die Friedensbewegung der Jahre um 1980 mit der negativ konnotierten Appeasement-Politik in Zusammenhang zu bringen, sondern auch darum, der Friedensbewegung der Gegenwart durch den Hinweis auf die angeblich mörderischen Konsequenzen des rein gesinnungsethisch begründeten Handelns ihrer historischen Vorläufer den Anspruch einer höheren Moralität zu verweigern.

Bemerkenswert an Heiner Geißlers Argumentation war freilich, dass hier ein Vertreter des rechten Lagers die politische Linke mit einem NS-bezogenen Vorwurf attackierte. Das passte eigentlich nicht in das bis dahin in der Bundesrepublik übliche Schema, in dem die Linke, nicht zuletzt aus ihrem antifaschistischen Selbstverständnis und ihren NS-Erfahrungen heraus, den politischen Gegner auf der Rechten mit dem Nationalsozialismus in Verbindung zu bringen trachtete, um auf diese Weise politisch und moralisch zu punkten. Das gilt auch für die sowohl im Zusammenhang mit der friedlichen Nutzung der Kernenergie von Angehörigen der Anti-AKW-Bewegung als auch im Zusammenhang mit nuklearer Rüstung von Angehörigen der Friedensbewegung – und beide Bewegungen überschritten sich ja, nicht zuletzt in der Partei der GRÜNEN, personell und ideell – immer wieder artikulierten Warnungen vor einem „atomaren“ oder einem „nuklearen Holocaust“. Die Verwendung dieses Begriffs blieb zwar nicht auf deutsche Akteure beschränkt,²³ und man mag sie auch als Indiz für die in den 1980er Jahren einsetzende Universalisierung des Holocaust betrachten, sie hatte aber doch im deutschen Debattenkontext eine historisch begründete besondere Bedeutung.

Nuklearer Holocaust

Bereits die deutsche Friedensbewegung der 1950er Jahre begründete ihr Handeln immer wieder nicht nur allgemein mit der deutschen Geschichte zwischen 1933 und 1945, sondern auch mit Hinweisen auf die Ermordung der europäischen Juden und die besondere deutsche Verantwortung für den Frieden. Das Argument, anders als bei den nationalsozialistischen Verbrechen angesichts der nuklearen Rüstung und ihrer Vernichtungsdrohung nicht schweigen zu wollen, tauchte be-

²¹ S. o., Anm. 2.

²² *Wirsching*, Abschied, S. 97.

²³ So wurde beispielsweise die Warnung des rüstungskritischen Erzbischofs von Seattle, Raymond Hunthausen, vor einem nuklearen Holocaust in der Bundesrepublik breit rezipiert. Vgl. Atomrüstung – schreckliches Übel. Der katholische Erzbischof von Seattle, Raymond Gerhardt Hunthausen, über seinen Kampf gegen die Rüstung. Spiegel-Gespräch, in: *Der Spiegel* 16, 1982, oder auch Petra Kelly, in: *Deutscher Bundestag*, 10. Wahlperiode, 13. Sitzung, 15. 06. 1983, S. 756 (mit Bezügen auf Hunthausen).

reits in den 1950er Jahren auf. In einem Aufruf zu einem Ostermarsch zum Raketenübungsplatz Bergen-Hohne – in der Nähe des ehemaligen Konzentrationslagers Bergen-Belsen – verband sich die Erinnerung an die Millionen Toten der Konzentrationslager mit der möglichen nuklearen Vernichtung der gesamten Menschheit.²⁴ Doch Ende der 1970er, Anfang der 1980er Jahre intensivierte sich diese Argumentation und fand zugleich neue Begriffe. Immer häufiger war nun eben von der Gefahr eines „nuklearen Holocaust“ oder „atomaren Holocaust“ die Rede.²⁵ Der Theologe Helmut Gollwitzer beschwor anlässlich des 40. Jahrestags des deutschen Angriffs auf Polen im September 1979 und mit Blick auf die damals diskutierten Pläne zur Entwicklung und Stationierung einer Neutronenwaffe die Gefahr eines „Superholocaust“, denn jeder mit Atomwaffen geführte Krieg werde ein Völkermord sein.²⁶ Wenige Monate zuvor war im deutschen Fernsehen der amerikanische TV-Vierteiler „Holocaust“ ausgestrahlt worden, durch den der Begriff „Holocaust“ als Bezeichnung für den deutschen Judenmord im breiteren deutschen Sprachgebrauch überhaupt erst aufkam.²⁷ Zuvor hatten andere Bezeichnungen, „Auschwitz“ beispielsweise oder „Völkermord an den Juden“, dominiert.

Mit dem neuen Begriff ging zugleich eine wichtige argumentative Verschiebung, zumindest aber Erweiterung einher. Lange Zeit stand, gerade in den Jahren 1960, die deutsche Schuld am Zweiten Weltkrieg und an der Ermordung der Juden im Zentrum einer Argumentation, die aus dieser Schuld und der deutschen Täterschaft den Imperativ des Friedens und der Abrüstung ableitete. Es ging, wenn man so will, darum, einer neuen deutschen Täterschaft entgegenzuwirken. Das wirkte weiter bis in die Jahre um 1980. So sah beispielsweise Volkmar Deile von der Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste in der deutschen Rüstungspolitik und der deutschen Zustimmung zur Raketenstationierung denjenigen historischen Ort, „wo Schuld für Auschwitz und die mögliche nukleare Menschheitsvernichtung sich kreuzen“.²⁸ Nun allerdings und darüber hinaus wurde die Verwen-

²⁴ S. beispielsweise den Gründungsaufwurf von Lothar Kreyssig, Präses der EKD-Synode, zur Gründung der Aktion Sühnezeichen am 30.04.1958 oder den ersten Aufruf zu Ostermärschen in der Bundesrepublik 1960 von Hans-Konrad Tempel. Beide Dokumente sind abgedruckt in: Lipp u. a., *Frieden und Friedensbewegung*, S. 282f. und 287f.

²⁵ Nur als Beispiele: *Anton-Andreas Guha*, *Die Nachrüstung – Der Holocaust Europas*. Thesen und Argumente. Freiburg 1981; *Walter Jens*, *Appell in letzter Stunde*, in: ders. (Hrsg.), *Appell in letzter Stunde*. Aufruf zum Frieden. München 1982, S. 7–26, hier 8f. und 19.

²⁶ *Helmut Gollwitzer*, 1. September 1939 – 1. September 1979, in: *Junge Kirche* 8–9, 1979, S. 360–365, hier 361.

²⁷ *Susanne Brandt*, *Wenig Anschauung? Die Ausstrahlung des Film „Holocaust“ im westdeutschen Fernsehen (1978/79)*, in: Christoph Cornelißen u. a. (Hrsg.), *Erinnerungskulturen. Deutschland, Italien und Japan seit 1945*. Frankfurt a. M. 2003, S. 257–268; *Matthias Weiß*, *Sinnliche Erinnerung. Die Filme „Holocaust“ und „Schindlers Liste“ in der bundesrepublikanischen Vergegenwärtigung der NS-Zeit*, in: Norbert Frei/Sybille Steinbacher (Hrsg.), *Beschweigen und Bekennen. Die deutsche Nachkriegsgesellschaft und der Holocaust*. Göttingen 2001, S. 71–102.

²⁸ *Volkmar Deile*, *Widerstehen zur rechten Zeit. Dankesrede anlässlich der Verleihung des Gustav-Heinemann-Bürgerpreises an die Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste*, in: Titus Häusermann/Horst Krautter (Hrsg.), *Recht zum Widerstand*, Stuttgart 1983, S. 107–114, hier 111.

dung des Begriffs Holocaust auch Teil einer nicht mehr täter-, sondern opferzentrierten Argumentation.²⁹ Das bezog sich zum einen, ganz allgemein, auf die Millionen von Toten, die ein Nuklearkrieg, ein „Ausrottungskrieg“, wie es der Publizist Anton-Andreas Guha formulierte,³⁰ fordern würde. Erkennbar aber wurde bei einigen Protagonisten der Friedensbewegung auch eine Sichtweise, die angesichts der Lage Deutschlands in der Mitte Europas und damit an der Grenze der beiden Blöcke die besondere Bedrohung Deutschlands und der Deutschen durch einen möglichen Atomkrieg herausstellte, die aber auch die Deutschen, zumal die in der Bundesrepublik, als ein Opfer der amerikanischen Politik betrachtete. Auf dem Evangelischen Kirchentag 1981 in Hamburg sprach Pfarrer Heinrich Albertz, der in der kirchlichen Friedensbewegung aktive und einflussreiche vormalige Regierende Bürgermeister von Berlin (SPD), davon, dass Deutschland in seinen beiden Teilen ein „besetztes Land“ sei und damit, so war es mit Blick auf die Bundesrepublik gemeint, der amerikanischen Rüstungspolitik vollkommen ausgeliefert.³¹ Die USA machten die Bundesrepublik, so erklärte 1983 der fundamentalistische GRÜNEN-Politiker Rainer Trampert, zur atomaren „Abschussrampe der NATO“.³² In solchen Aussagen wurde eine nationale, ja nationalistische Orientierung von Teilen der westdeutschen Friedensbewegung erkennbar, und hier verbanden sich auch national-neutralistische und anti-amerikanische Denkmuster.

Dass sich Anti-Amerikanismus, der im Übrigen auch in vielfältigen Bezugnahmen auf die amerikanischen Atombombenabwürfe über Hiroshima und Nagasaki seinen Ausdruck fand, darüber hinaus mit NS-Bezügen ausstatten ließ, hatte bereits die Studentenbewegung der 1960er Jahre, insbesondere in ihrem Protest gegen den Vietnam-Krieg, deutlich gemacht. So wie in den 1960er Jahren trugen Demonstranten auch zu Beginn der 1980er Jahre wieder Transparente mit der Aufschrift „USA-SA-SS“. Der Künstler Joseph Beuys sang in seinem Friedenssong „Sonne statt Reagan“ von 1982 über den amerikanischen Präsidenten: „Er will den Endsieg“.³³ Von einer bezeichnenden Begebenheit berichtet Dorothee Sölle, eine wichtige Aktivistin der Friedensbewegung: Ein Schriftstellertreffen, an dem sie teilnahm, habe im Dezember 1983 den Versuch unternommen, dem amerikanischen Kommandanten einer Raketenbasis einen Brief zu übergeben, nachdem der Offizier, so berichtet Sölle, ein Gespräch mit den Schriftstellern abgelehnt habe, um sich nicht in innerdeutsche Angelegenheiten einzumischen. In dem Brief hieß es:

²⁹ Philipp Gassert spricht sogar von einer „Opfer-Mentalität“ mancher Anhänger der Friedensbewegung. Siehe *Philipp Gassert*, Viel Lärm um nichts? Der NATO-Doppelbeschluss als Katalysator gesellschaftlicher Selbstverständigung in der Bundesrepublik, in: ders. u. a. (Hrsg.), *Zweiter Kalter Krieg und Friedensbewegung. Der NATO-Doppelbeschluss in deutsch-deutscher und internationaler Perspektive*. München 2011, S. 175–202, hier 195.

³⁰ *Guha*, Nachrüstung, S. 49.

³¹ Siehe ebd., S. 194f.

³² *Die Zeit* vom 25.02.1983, zit. n.: *Wirsching*, Abschied, S. 91.

³³ Der Songtext findet sich unter: <http://www.elyrics.net/read/j/joseph-beuys-lyrics/sonne-statt-reagan-lyrics.html>

Sie kennen unsere Geschichte und wissen, dass die US-Army in dieses Land gekommen war, um uns von der Diktatur Hitlers zu befreien, nicht aber, um neue Abhängigkeiten und neues Unrecht zu schaffen. Sie kamen in unser Land, um einen Holocaust zu beenden, und blieben doch gewiss nicht hier, um einen atomaren Holocaust vorzubereiten. Dies aber tun Sie, wenn Sie von hier aus mit Nuklearwaffen Osteuropa bedrohen und uns damit in diesem dicht besiedelten Raum einer tödlichen Gefahr aussetzen.

Der Anblick der Sicherungszäune um das amerikanische Raketendepot erinnerte Dorothee Sölle an die schrecklichste Periode der deutschen Geschichte: „Auf der einen Seite das Lager, die vielen Zäune, die Absperrungen, der Schießbefehl, und auf der anderen Seite deutsche Schriftsteller.“ Der Autor Dieter Lattmann sprach aus, was Frau Sölle dachte: „KZ“. Und der Schriftsteller Günter Grass fügte hinzu: „Nur dass wir außerhalb die Insassen sind.“³⁴ Immer wieder traten Angehörige der Friedensbewegung bei Protestveranstaltungen auch in KZ-Häftlingskleidung auf und verstärkten damit noch bildhaft jene geschichtsbezogene Protestdimension, die aus der Erinnerung an den nationalsozialistischen Völkermord und seine Opfer ein Argument in der rüstungs- und sicherheitspolitischen Auseinandersetzung der Zeit um 1980 zu machen beabsichtigte. Nicht zuletzt die Bilder, die Friedensaktivisten in KZ-Kleidung an Zäunen militärischer Anlagen zeigen, verweisen auf die starke und nachvollziehbar polarisierende Wirkung einer solchen Bildsprache.³⁵

Als einen „kalkulierten Völkermord“ hatte Günter Grass schon Anfang 1983 die nukleare Rüstung und die Strategie der Abschreckung bezeichnet, und er schreckte dabei vor schärfsten und nicht nur im Lichte der späteren Informationen über Grass' Mitgliedschaft in der Waffen-SS gänzlich unangemessenen historischen Vergleichen nicht zurück. Zwar sei das

von uns Deutschen zu verantwortende Verbrechen [der Judenmord; E.C.] nicht zu vergleichen mit jenem atomaren Völkermord, der uns nachweislich droht; vergleichbar jedoch ist die zynische Abwendung von den Grundwerten menschlicher Ethik, die damals die Wannsee-Konferenz, den Beschluss der Endlösung zur Folge gehabt hat und die in unseren Tagen militärische Planspiele produziert, deren Ernstfall-Verläufe hier fünfzig und anderswo achtzig Millionen Tote als unvermeidlichen Ausfall verbuchen.³⁶

Wenn der Autor der „Blechtrommel“ solche Vergleiche anstellte, wenn die Theologin Dorothee Sölle die Pershing-Raketen als „fliegende Verbrennungsöfen“ bezeichnete,³⁷ dann nimmt es nicht wunder, dass bei Protestaktionen schon bald

³⁴ Dorothee Sölle, Wir haben euch nie einen Rosengarten versprochen, in: Klaus Gerosa (Hrsg.), Große Schritte wegen. Über die Zukunft der Friedensbewegung. München 1984, S. 96–102, hier 99f.

³⁵ Vgl. beispielsweise die Abbildung in: Eckart Conze, Modernitätskepsis und die Utopie der Sicherheit. NATO-Nachrüstung und Friedensbewegung in der Geschichte der Bundesrepublik, in: Zeithistorische Forschungen 7, 2010, S. 220–239, hier 233, oder auch verschiedene Abbildungen in: Volker Nick u. a. (Hrsg.), Mutlangen 1983–1987. Die Stationierung der Pershing II und die Kampagne Ziviler Ungehorsam bis zur Abrüstung. Mutlangen 1993.

³⁶ Günter Grass, Vom Recht auf Widerstand, in: Die Zeit vom 04. 02. 1983; Wiederabdruck in: ders., Essays und Reden III, 1983–1987. Göttingen 1997, S. 63–70. Dass auf der Wannsee-Konferenz im Januar 1942 die „Endlösung der Judenfrage“ nicht beschlossen, sondern lediglich koordiniert wurde, sei an dieser Stelle nur der Korrektheit wegen angemerkt.

³⁷ Zit. n.: Nick u. a., Mutlangen 1983–1987, S. 6.

Transparente auftauchten mit der Aufschrift „Pershing macht frei“ – in Anspielung auf den Schriftzug über der Toreinfahrt zum Konzentrationslager Auschwitz – und dass Rüstungsgegner diese Worte auch als Überschrift verwandten für ein an Paul Celans „Todesfuge“ angelehntes Gedicht über die Bedrohung durch Kernwaffen.³⁸

Historische Jahrestage als Protestanlässe

Vergleiche und NS-Bezüge blieben freilich nicht auf Protagonisten der Friedensbewegung beschränkt. Als Zehntausende von Teilnehmern des von der Friedensfrage beherrschten evangelischen Kirchentags 1983 ein violettes Halstuch als Zeichen ihres Protests gegen die nukleare Rüstung anlegten, kritisierten auch einige kirchliche Repräsentanten diese die Kirche insgesamt vereinnahmende politische Positionierung. Der schauburg-lippische Landesbischof Joachim Heubach wandte sich gegen die „Uniformierung der eigenen Gesinnung“. Das violette Tuch übe „Druck auf Hirn und Gewissen“ aus. Wieder solle „im Abseits stehen, wer nicht mitmarschiert“, erklärte er mit unzweideutiger historischer Referenz. Der evangelische Militärdekan Armin Boyens teilte die Kritik, und mit Verweis auf die „Evangelische Woche“ der Bekennenden Kirche in Hannover 1935 äußerte er, dass damals Hakenkreuzfahnen, Braunhemden und die schwarzen Dreieckstücher der Hitler-Jugend genauso Symbole eines politischen Bekenntnisses gewesen seien wie in der Gegenwart die violetten Tücher.³⁹ Nur mit Mühe gelang es Kirchentagspräsident Erhard Eppler den Konflikt zu entschärfen. Schon vorher hatte der CSU-Vorsitzende Franz Josef Strauß von der großen Friedensdemonstration in Bonn 1982 als „umgekehrtem Reichsparteitag“ gesprochen, und Ludolf Herrmann, ein Kommentator des Bayerischen Rundfunks, erinnerte sich bei den großen Protestkundgebungen der Friedensbewegungen an Goebbels' Rede im Berliner Sportpalast 1943, als der nationalsozialistische Propagandaminister den „totalen Krieg“ verkündete.⁴⁰

Günter Grass hatte seinen Vergleich zwischen der Wannsee-Konferenz von 1942 und den Rüstungs- und Kriegsplanungen der 1980er Jahre erstmals in einer Rede angestellt, die er am 30. Januar 1983 bei einer Gedenkveranstaltung der SPD in der Frankfurter Paulskirche zum 50. Jahrestag der nationalsozialistischen Machtübernahme hielt. Grass' Rede und die Veranstaltung in der Paulskirche demonstrieren nicht nur, wie rasch sich die SPD nach dem Regierungswechsel 1982 und im Vorfeld der Bundestagswahl 1983 von den rüstungs- und sicherheitspolitischen Positionen ihres ehemaligen Bundeskanzlers Helmut Schmidt abwandte;

³⁸ Ein Transparent mit der Aufschrift „Pershing macht frei“ und das Gedicht „Pershing macht frei“ sind abgedruckt in: ebd., S. 18 und 30.

³⁹ Natürlicher Rückgang, in: Der Spiegel 22, 1983, S. 52.

⁴⁰ Siehe *Karl-Heinz Janssen*, Sprache des Dritten Reiches, in: Die Zeit vom 23. 10. 1981 (dort auch die Zitate).

sie verweisen auch darauf, dass eine ganze Reihe wichtiger NS-bezogener Gedenkanklässe seit den späten 1970er Jahren – 40 Jahre Beginn des Zweiten Weltkriegs, 50 Jahre nationalsozialistische Machtübernahme, 40 Jahre deutscher Überfall auf die Sowjetunion, 40 Jahre Ende des Zweiten Weltkriegs in Europa, um nur diese Beispiele zu nennen – Gelegenheiten boten, die Auseinandersetzung mit aktuellen politischen Themen, darunter auch der Nachrüstungsfrage, mit historischen Reflexionen, die ein ums andere Mal als „Lehren aus der Geschichte“ daherkamen, zu verknüpfen. Es war vor diesem Hintergrund kein Zufall, dass die Friedensbewegung wiederholt NS-bezogene Jahrestage für ihre Aktionen nutzte. Am 1. September 1983 (um 5.45 Uhr) begann beispielsweise eine dreitägige Blockade des Raketenstützpunkts Mutlangen, und auch der 30. Januar 1984 wurde zum „Aktionstag“ erklärt.⁴¹ Im Vorfeld des 40. Jahrestags des deutschen Angriffs auf die Sowjetunion von 1941 betonten Verlautbarungen der Friedensbewegung nicht nur die deutsche Friedensverpflichtung gerade auch gegenüber der UdSSR, sondern sie verwiesen auch auf die in der Sowjetunion bis in die Gegenwart lebendige Erinnerung an den deutschen Überfall, auf ein daraus resultierendes „Sicherheitstrauma“ und warben vor diesem Hintergrund dafür, die sowjetischen Friedens- und Abrüstungsbekundungen ernst zu nehmen beziehungsweise die sowjetische Rüstung in ihrem defensiven Charakter auch als Konsequenz der kollektiven Erfahrung des Zweiten Weltkriegs zu begreifen.⁴²

Im Vergleich zu früheren Jahrzehnten kam es in den 1980er Jahren zu einer erheblichen Ausweitung der öffentlichen Erinnerung an den Nationalsozialismus. Dass nun, insbesondere ab 1983, 50. Jahrestage zu begehen waren, trug dazu sicher bei. Hinzu kam aber auch, dass im Wechsel der Generation und angesichts der wachsenden zeitlichen Distanz zu den Jahren 1933 bis 1945 eine Gruppe von Erinnerungsakteuren an Bedeutung gewann, die, geboren in den Jahren um 1930 und später, nicht mehr selbst biographisch mit der Zeit des Nationalsozialismus verbunden war und die die Frage nach Schuld oder Verantwortung nicht mehr unmittelbar persönlich betraf. Das ermöglichte eine andere, zum Teil auch klarere Worte findende Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus. Diese wurde allerdings zudem überlagert durch den Regierungswechsel von 1982/83, die so genannte „Wende“, zu deren Anspruch nicht zuletzt ein deutlich spürbarer Rekurs auf die deutsche Nation und ihre – nationale – Geschichte gehörte. Der Streit über die nationale Geschichte der Deutschen und über den Ort und die Bedeutung des Nationalsozialismus in dieser Geschichte, der wenige Jahre später im „Historikerstreit“ kulminierte, war eine Folge dieser Entwicklung, und die zahlreichen Gedenkanklässe der 1980er Jahre boten Gelegenheit, diese Auseinan-

⁴¹ *Gruppe Friedensmanifest 83: Gewaltfrei gegen Atomraketen. September-Blockade des Raketenstützpunkts Mutlangen bei Schwäbisch-Gmünd*, in: *Junge Kirche* 7, 1983, S. 381–383.

⁴² Siehe beispielsweise *Volkmar Deile, Frieden schaffen ohne Waffen – warum?*, in: *Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste* (Hrsg.), *Frieden schaffen ohne Waffen* (Aktionshandbuch 1). Berlin 1980, S. 11–20, hier 13, oder *Jochen August, 40. Jahrestag des Überfalls auf die Sowjetunion*, in: *Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste* (Hrsg.), *Frieden schaffen ohne Waffen* (Aktionshandbuch 2). Bornheim-Merten 1981, S. 63–68.

dersetzung zu führen, dabei aber zugleich – und mit geschichts- und insbesondere NS-bezogenen Argumenten – auch aktuelle politische Streitfragen zu behandeln. Das zeigte sich auch im Hinblick auf das Nachrüstungsthema, in dessen Zusammenhang nunmehr die Geschichte des Nationalsozialismus und insbesondere der Holocaust in einer Schärfe und zum Teil auch Grobschlächtigkeit politisch instrumentalisiert wurden, wie es vordem kaum der Fall gewesen war und wie es sich nach dieser „Eintübungsphase“ in den 1980er Jahren nicht fortsetzen würde.

Widerstand aus Angst

„Wehrt Euch, leistet Widerstand gegen die Raketen hier im Land“, sangen die Demonstranten der frühen 1980er Jahre. Oder sie trugen Plakate, auf denen der Satz zu lesen war: „Wo Recht zu Unrecht wird, wird Widerstand zur Pflicht.“ Das Thema Widerstand und Widerstandsrecht hat auch im Kontext des anti-nuklearen Protests der Friedens- und Umweltbewegung verschiedene Dimensionen – von den Traditionslinien zivilen Ungehorsams bis hin zu dem verfassungsrechtlichen Bezug auf Artikel 20 (4) des Grundgesetzes –, die hier nicht zu behandeln sind. Hinzuweisen ist allerdings auf historische Argumentationsmuster, in denen der Widerstand gegen den Nationalsozialismus eine wichtige Rolle spielte. Der Widerstand gegen die NS-Diktatur – und zwar sowohl der geleistete als auch der nicht geleistete – tauchte in den geschichtsbezogenen Begründungen von Protest immer wieder auf. Das lag in der Logik jener Haltung, für die auch Otto Schilys Äußerung im „Spiegel“ 1983 stand,⁴³ die die nukleare Rüstung als Vorbereitung eines atomaren Holocaust ansah und in dieser Perspektive den Widerstand gegen die Politik der nuklearen Rüstung mit dem Widerstand gegen den Nationalsozialismus verglich. Dass die Rüstungspolitik des Westens auch als Auseinandersetzung mit einer aggressiven kommunistischen Ideologie dargestellt wurde, wurde sogleich historisch parallelisiert. Ähnlich wie im Deutschland der Weimarer Zeit werde diesmal auf globaler Ebene „der Kampf gegen die kommunistische Gefahr geführt“, und dadurch werde „der Boden vorbereitet für eine schleichende Machtergreifung durch sogenannte Sachzwänge“.⁴⁴ Das erfordere Widerstand, zu dessen moralischer Fundierung man sich beispielsweise auf die „Weiße Rose“ bezog⁴⁵ oder auf den christlichen Widerstand eines Dietrich Bonhoeffer.⁴⁶ Dass die

⁴³ „Wir sind ein schöner Unkrautgarten“, S. 25.

⁴⁴ Reinhard Seibert, Widerstand 1933–1943–1983, in: Informationen. Ohne Rüstung leben (Arbeitskreis von Pro Ökumene) 24. Mai 1983, S. 1 f.

⁴⁵ Vor dem Amtsgericht Schwäbisch Hall wegen Nötigung angeklagt, beendete Dorothee Sölle ihre Verteidigungsrede mit den Sätzen: „Sie können uns verurteilen, aber Sie können Frauen wie meine Schwestern und mich nicht zum Schweigen bringen, nicht kalt machen. Es ist, als wollten Sie den Rosen das Blühen verbieten. Aber die Weiße Rose des Widerstands blüht heute hier in Westdeutschland. Als wollten Sie die Sonne verhaften. Aber die Sonne scheint.“ Zit. n.: Lipp u. a., Frieden und Friedensbewegung, S. 379–381, hier 381.

⁴⁶ Siehe beispielsweise Seibert, Widerstand, S. 1.

Sicherheitspolitik der Bundesregierung durch parlamentarische Mehrheiten demokratisch legitimiert sei, wollte Petra Kelly nicht gelten lassen. Das „Gesetz des Gewissens“ stehe über dem „Gesetz des Staates“, denn auch Hitler habe seine Verbrechen legalisiert und Andersdenkende kriminalisiert.⁴⁷

In der kirchlichen Friedensbewegung wurde in diesem Zusammenhang immer wieder an eine besondere christliche Verantwortung appelliert. Für diese standen in historischer Perspektive jedoch nicht nur Dietrich Bonhoeffer und der christliche Widerstand im Dritten Reich, der seine Kraft auch aus der Überzeugung gewonnen habe, man müsse unter Berufung auf einen Bibelfers Gott mehr gehorchen als den Menschen. In gewisser Weise anknüpfend an das Stuttgarter Schuldbekennntnis der Evangelischen Kirchen in Deutschland vom Oktober 1945 begründete man den in der Gegenwart der 1980er Jahre zu leistenden Widerstand auch mit dem fehlenden Widerstand vieler Christen, ihrem Schweigen und ihrer Passivität in der Zeit des Nationalsozialismus. Die „Szenarios der nuklearen Weltvernichtung (...)“, so predigte der 1915 geborene Heinrich Albertz zur Eröffnung des Kirchentags 1983, „gehen weiter als die Verbrechen Hitlers, und ich habe nicht die Absicht, noch einmal zu schweigen“.⁴⁸

Angst und Furcht dürften – anders als nach 1933 – Widerstand nicht verhindern, war die implizite Botschaft. Angst und Furcht waren, ganz allgemein, wichtige Dimensionen des antinuklearen Protests.⁴⁹ Angst legitimierte Protest, wirkte mobilisierend. Das gehörte zu den Wirkungen der Warnung vor einem „atomaren Holocaust“ oder der Erinnerung an die Atombombenabwürfe von Hiroshima und Nagasaki. Die Rede von einem drohenden „Euroshima“ rief auch Angst hervor, weil sie Bilder transportierte, Bilder der Zerstörung und des Leids, die auch in den Publikationen der Friedensbewegung abgedruckt wurden. Führende Repräsentanten der Friedensbewegung bekannten sich offen dazu, Angst zu machen oder Angst zumindest auszunutzen, um Menschen zu mobilisieren. Walter Jens beispielsweise warnte nicht nur vor einem „Holocaust von europäischem Ausmaß“, sondern betonte auch, dass das, was den Menschen in Europa bevorstehe, „nicht klar und plastisch genug dargestellt werden“ könne. „Das Verenden, Verdampfen, Versaften von Menschen will vorgeführt und nicht beschönigt sein. (...) Angst, im Sinne eines Bedenkens drohenden Unheils, kann Erkenntnis- und Hilfsmittel sein (...).“⁵⁰

⁴⁷ Petra Kelly, in: Deutscher Bundestag, 10. Wahlperiode, 13. Sitzung (15. 06. 1983), S. 761.

⁴⁸ Heinrich Albertz, Predigt im Eröffnungsgottesdienst zum Kirchentag 1983, 08. 06. 1983, abgedr. in: Hans-Jochen Luhmann/Gundel Neveling-Wagner (Hrsg.), Deutscher Evangelischer Kirchentag Hannover 1983. Dokumente. Stuttgart 1984, S. 14–17, hier 16.

⁴⁹ Dazu ausführlicher *Michel*, „Richtige“ und „falsche“ Angst oder *Susanne Schregel*, Konjunktur der Angst. „Politik der Subjektivität“ und „neue Friedensbewegung“, 1979–1983, in: Bernd Greiner u. a. (Hrsg.), Angst im Kalten Krieg. Hamburg 2009, S. 495–520. Vgl. auch *Klaus Horn/Volker Rittberger* (Hrsg.), Mit Kriegsgefahren leben. Bedrohtheit, Bedrohungsgefühle und friedenspolitisches Engagement. Opladen 1987.

⁵⁰ *Jens*, Appell in letzter Stunde, S. 20.

Moderne-Bild und Moderne-Kritik

Angesichts der deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert überrascht es nicht, dass Nationalsozialismus, Zweiter Weltkrieg und Holocaust in der Nachrüstungsdebatte in Deutschland eine besondere Bedeutung gewannen. Politische Argumente konnten durch Verknüpfung mit dem Dritten Reich oder dem Holocaust moralisch aufgeladen werden – von Befürwortern wie von Gegnern der Nachrüstung. Doch stets schwang in der Bezugnahme insbesondere auf den Holocaust, zum Teil aber auch auf den Zweiten Weltkrieg und die Atombombenabwürfe von 1945, noch eine weitere Bedeutungsebene mit. Dass Joschka Fischer im Spiegel-Interview 1983 von einer „Systemlogik der Moderne“ sprach, die nach – und trotz – Auschwitz die Vorbereitung einer Massenvernichtung zulasse, unterstreicht die von der jüngeren Forschung vorgenommene Einordnung sowohl der Umwelt- als auch der Friedensbewegung in den breiteren Kontext einer kulturkritischen, ja kulturpessimistischen Auseinandersetzung mit der technisch-industriellen Moderne und mit einem fortschrittsgewissen Machbarkeitsdenken.⁵¹ Hatte nicht, so lassen sich dieses Moderne-Bild und diese Moderne-Kritik mit dem Rekurs auf den Nationalsozialismus und seine Verbrechen verknüpfen, eine Krise der Moderne den Nationalsozialismus hervorgebracht? Und war nicht „Auschwitz“ genauso eine Ausformung technisch-industrieller Modernität, ihrer zerstörerischen Potentiale, ihrer Möglichkeiten zur Massenvernichtung wie vier Jahrzehnte später das gewaltige Atomwaffenarsenal von West und Ost und die Idee, Sicherheit durch Abschreckung und immer neue rüstungstechnische Entwicklungen schaffen zu können? In dieser Perspektive gewinnen die historischen, auf den Nationalsozialismus bezogenen Begriffe, Bilder und Argumente im Zusammenhang der Nachrüstungsdebatte um 1980 eine Bedeutung, die über die Frage der Stationierung nuklearer Waffen weit hinausreicht und die die Thematik in den größeren Forschungskontext der näheren Bestimmung des Zäsurcharakters der 1970er Jahre und damit der Annäherung an die jüngste Zeitgeschichte einfügt.

⁵¹ Dazu beispielsweise *Conze*, Modernitätsskepsis.

*Wolfgang Wessels*¹

Revisiting the Monnet Method – A contribution to the periodisation of the European Union's history

I. The Relevance of the Strategy Debate – A Perennial Issue Revisited

In the continuous and intensive effort of studying the history of European integration, the decades since the Maastricht treaty are a topic of particular interest for deeper research. Using the ideal type of the Monnet Method, this article will identify two periods in which the Union's political leaders pursued a different set of strategies. I distinguish between the 'constitutional decade', starting from the Amsterdam treaty (1999) until its entry into force (2009) and the period of the great (financial) crisis from 2008 onwards.

When looking closer at these European debates, it is nearly unavoidable not to come across references to the Monnet Method. Beyond the popularity of this approach (see below), I will claim that it is highly useful to employ major trademarks of the Monnet Method in order to set historical milestones for phases of constructing the EU polity. I will then argue that after following the Spinelli approach of launching the Constitutional Treaty, the great crisis years have seen a return, renaissance and revival of applying elements of the Monnet Method.

In relevant political circles, Monnet is still omnipresent: Hardly any memoirs of leading figures of the post-war era omit describing encounters with Jean Monnet² and there are hardly any political speeches in which speechwriters do not use quotes linked to Monnet.

In respect to his status, it is significant that he is seen both as an outstanding European personality and as a French patriot. Not only is he buried in the Paris Pantheon among the great personalities of the French history, but the European Council also conferred the title of 'Honorary Citizen of Europe' on him, as 'he deserves from Europe a very special mark of gratitude and admiration'³.

¹ I would like to thank Thomas Ley for his comprehensive support.

² Cf. *Konrad Adenauer*, *Erinnerungen 1945–1953*. 3. ed. Stuttgart 1976; *Willy Brandt*, *Erinnerungen*. Frankfurt a. M./Zürich 1989; *George W. Ball*, Foreword, in: François Duchêne, Jean Monnet. The First Statesman of Interdependence. New York/London 1994, pp. 9–14; *Valérie Giscard d'Estaing*, *Macht und Leben*. Erinnerungen. Frankfurt a. M./Berlin 1988.

³ European Council. Conclusions, Session of the European Council, Luxembourg 1–2 April 1976. Accessible online: http://aei.pitt.edu/1412/1/Luxembourg_April_1976.pdf.

In academic works, Monnet was characterised as ‘the arch saint of integrated Europe’⁴. For my further reflections, I will however not focus on his style, personality or his concrete historical impact on integration.⁵

Even if the persona of Jean Monnet is elevated to a position of undisputed status, the usefulness of his so-called ‘Monnet Method’ is controversially discussed. Addressing this method is part of some academic works⁶ and part of even more political speeches⁷. Although the method’s historical achievement has been acknowledged, it has repeatedly been rejected for being outdated.⁸ The Monnet Method implies a developmental dynamic which was (and still is) part of a controversial argument.⁹

II. The Monnet Method – Trademarks

The relevance of Monnet goes beyond the characterisation of Monnet as an important historical personality: the intensive discussion of Monnet, decades after his death, demonstrates the usefulness of studying the integration strategies linked to his name.

Like for many terms in the political arena, there is not a clear and codified definition of the Monnet Method. His real life work as well as his writings do not add up to a single coherent strategy. Looking at his motivations and initiatives, he offers points of departure and references for many narratives about the way the EU polity was constructed. In view of traditional integration theories, Monnet might at the same time be characterised as a neo-functionalist, a federalist and an inter-governmentalist.¹⁰ He combined several grand strategies in various ways and at different stages in his work for European integration.

⁴ Alan S. Milward, *The European Rescue of the Nation-State*. 2. ed. London/New York 2000, p. 344.

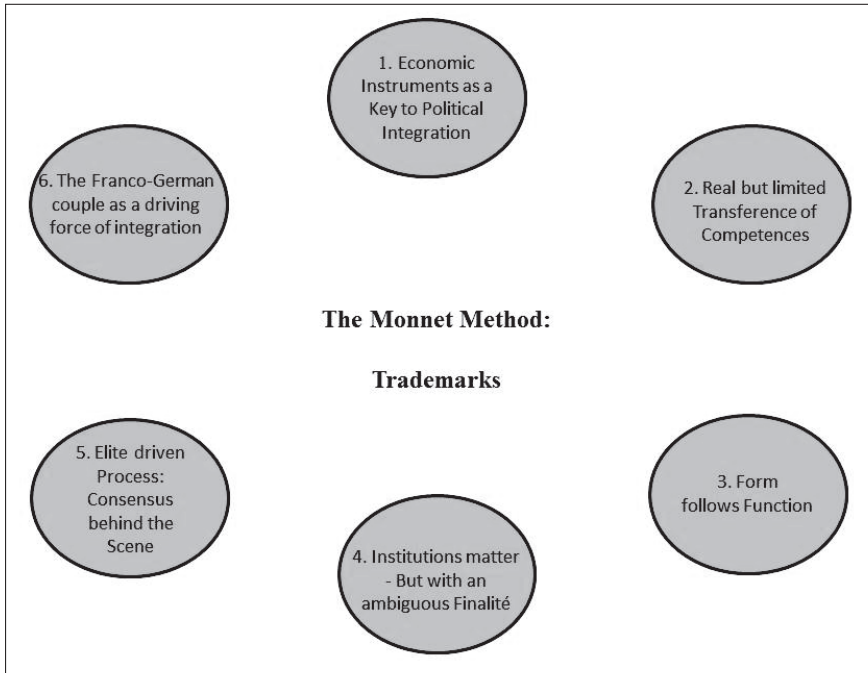
⁵ See e. g. *Adenauer*, *Erinnerungen 1945–1953*, p. 336; *Sherrill Brown Wells*, *Jean Monnet. Unconventional Statesman*. Colorado/London 2011, p. 234; *Giscard d’Estaing*, *Macht und Leben*, p. 108; *Henri Rieben*, *Des guerres européennes à l’union de l’Europe*. Lausanne 1987; *Wolfgang Wessels*, *Jean Monnet – Mensch und Methode: Überschätzt und Überholt?* Vienna 2001.

⁶ Cf. *Philippe C. Schmitter*, *How to Democratize the European Union... And Why Bother?* Lanham et al. 2000; *Helen Wallace*, *The Institutional Setting*, in: Helen Wallace/William Wallace (eds.), *Policy-Making in the European Union*. 4. ed. Oxford 2000, pp. 3–38.

⁷ Cf. *Daniel Cohn-Bendit/Guy Verhofstadt*, *For Europe! Manifesto for a postnational revolution in Europe*, n. p. 2012; *Joschka Fischer*, *Vom Staatenbund zur Föderation – Gedanken über die Finalität der europäischen Integration*, in: *integration* 23, 3, 2000, pp. 149–156.; *Angela Merkel*, *Speech in Bruges* 2010, accessible online: [⁸ *Schmitter*, *Democratize*, p. 19.](http://www.bundesregierung.de/Content/DE/Rede/2010/11/2010-11-02; Trygve Ugland, ‘Designer’ Europeanization: Lessons from Jean Monnet, in: <i>The European Legacy</i> 14, 2, 2007, pp. 149–161.</p>
</div>
<div data-bbox=)

⁹ *Ralf Dahrendorf*, *Plädoyer für die Europäische Union*. München 1973, pp. 79ff.; *Andrew Moravcsik*, *The Choice for Europe. Social Purpose and State Power from Messina to Maastricht*. London 1999, pp. 57 ff.

¹⁰ For an overview, see *Hans-Jürgen Bieling/Marika Lerch* (eds.), *Theorien der europäischen Integration*. 3. ed. Wiesbaden 2012; *Thomas Dietz/Antje Wiener* (eds.), *European Integration Theory*. 2. ed. Oxford 2009.

Graph 1: Elements of the Monnet Method

Graph by Jean Monnet Chair 2012.

I will (re)construct the Monnet method from the Schuman Declaration and various other contributions of Monnet (see Graph 1).

This line of argument can be developed from different points of departure, therefore this graphical representation is organised in a circular form: Depending on one's theoretical predisposition, one can for example choose 'the economic cooperation', the 'institutional architecture' or 'Franco-German core' as a starting point for describing the Monnet Method.

1. Economic Instruments as a Key to Political Integration

One key to understand the Monnet Method is his strategic thinking approach, using economic instruments to initiate political integration. In contrast to the federalist strategy¹¹, promoted especially by Spinelli as the 'hero of the federalist narrative'¹², Monnet's own war time experiences, such as the need to act in the

¹¹ See *Walter Lippens*, *A History of European Integration*, Volume 1: 1945–1947. The Formation of the European Unity Movement. Oxford 1982.

¹² *Desmond Dinan*, *The Historiography of European Integration*, in: *Desmond Dinan* (ed.), *Origins and Evolution of the European Union*. Oxford/New York 2006. p. 302.

face of the re-emerging (West-)Germany, made him choose the coal and steel sector as the strategic area to start the integration process.

This pattern was consistently successful during the evolution of the EU system – therefore also after the plans for the European Defence Community and the connected European Political Community failed in the fifties and after the inter-governmental Fouchet-Plans were buried in the sixties. Along the same lines, after the treaty draft of a European Union by the European Parliament 1984 had no direct consequences in the eighties, initiatives for economic integration have regularly served as a key instrument to drive a process that is often diffusely called an ‘ever closer union’ (cf. preamble Treaty on European Union (TEU)).

It would be misleading, however, to put this method in the same category as Stanley Hoffmann’s distinction between ‘high’ and ‘low’ politics.¹³ From Monnet’s perspective, economic integration cannot be understood as being of a subordinated rank. Instead it can be understood as the gate for extending the common activities in core areas of national sovereignty.

2. Real but Limited Transference of Competences

In proposing the initiatives, the Monnet method stresses a way to start with a limited but real transfer of national sovereignty to the European level. Pragmatists of integration policies here point at the opening phrase of the Schuman Declaration: ‘Europe will not be made all at once, or according to a single plan. It will be built through concrete achievements which first create a de facto solidarity.’¹⁴

With this, they consciously speak out against a lengthy discussion of draft constitutions, as proposed by Spinelli in the forties and fifties and again by the European Parliament (EP) draft for the European Union in 1984.¹⁵ Following such a principle, the Lisbon Treaty on European Union (TEU) enumerates the principle of ‘conferral’ (Art. 5 (1) TEU). The ‘masters of the Treaties’¹⁶ repeatedly followed such a step-by-step process.

This dimension of the Monnet Method is based on an in-built dynamic which is often called a ‘spill-over’ process¹⁷ or identified as a concept of ‘Sach-

¹³ Stanley Hoffmann, *Obstinate or Obsolete? The Fate of the Nation-State and the Case of Western Europe*, in: *Daedalus* 95, 2, 1966, pp. 862–915.

¹⁴ Robert Schuman, *The Schuman Declaration*, Paris 9 May 1950, accessible online: http://europea.eu/about-eu/basic-information/symbols/europe-day/schuman-declaration/index_en.htm (accessed 16.01.2013).

¹⁵ See Altiero Spinelli, *The Ventotene Manifesto*. Florence 1941; Altiero Spinelli, *Manifest der Europäischen Föderalisten*. Frankfurt a.M. 1958; EP Draft Treaty Establishing the European Union, adopted 14/02/1984, accessible online: <http://www.cvce.eu/viewer/-/content/0c1f92e8-db44-4408-b569-c464cc1e73c9/en>

¹⁶ Bundesverfassungsgericht (German Federal Constitutional Court): BVerfG vom 30.6.2009, 2 BvE 2/08 Rn. 233, 239, accessible online: http://www.bverfg.de/entscheidungen/es20090630_2bve000208.html (accessed 08.12.2012), par. 298.

¹⁷ Philippe C. Schmitter, *Three neo-functional hypotheses about international integration*, in: *International Organisation* 23, 2, 1969, pp. 161–166.

logik'¹⁸. Starting with a first, limited step, it is pushed towards a not yet determined goal by its own inherent logic. This strategy clearly opposes the method of Spinelli¹⁹, who wanted to create a 'big bang' – a big leap in quality ('saut qualitatif'), a 'system uno actu', by using a constitutional process.

3. Form follows Function

When setting priorities, the Monnet Method follows the 'form follows function principle', as developed by functionalist and neo-functionalist approaches.²⁰ Thus the institutional architecture is designed to achieve certain goals. 'Credible institutions'²¹ are created to guarantee the achievements of desired policies. For fulfilling certain economic tasks for example, the European Council designed adequate institutional forms. For instance in the process of establishing a single market, even the British Prime Minister Margaret Thatcher accepted rules of a qualified majority voting in the Council.²² Regarding the Monetary Union, the French President accepted an independent European Central Bank. Transferring competences to the Union level, national leaders – under a 'rhetorical entrapment'²³ – also allowed an extension of the consequence of transferring legislature, budgetary and elective powers to the EP.

4. Institutions matter – But with an ambiguous Finalité

Although the Monnet Method focuses on solving problems, it does not neglect the institutional dimension: 'Nothing is possible without men; nothing is lasting without institutions.'²⁴ Monnet himself has propagated several institutional options.

If we take his institutional solution for the coal and steel community as a point of departure, then Monnet followed a technocratic approach, stressing the importance of non-majoritarian institutions. The 'High Authority of the European Coal and Steel Community' and later the 'European Central Bank' are examples of such an approach.

¹⁸ 'Material logic', cf. *Walter Hallstein*, *Die Europäische Gemeinschaft*. 5. ed. Düsseldorf/Wien 1979, p. 22f.; *Wolfgang Wessels*, *Walter Hallsteins integrationstheoretischer Beitrag – überholt oder verkannt?*, in: *Wilfried Loth/William Wallace/Wolfgang Wessels* (eds.), *Walter Hallstein. Der vergessene Europäer?* Bonn 1995, pp. 281–310, 296ff.

¹⁹ *Spinelli*, *Manifest*.

²⁰ *David A. Mitrany*, *A Working Peace System*. 4. ed. Chicago 1966; *Arne Niemann and Philippe C. Schmitter*, *Neo-Neofunctionalism*, in: *Dietz/Wiener*, *European Integration Theory*, pp. 45–66.

²¹ *Moravcsik*, *Choice*, p. 485.

²² See *Margaret Thatcher*, *Downing Street No. 10: Die Erinnerungen*. Düsseldorf et al. 1993, p. 767.

²³ *Frank Schimmelfennig*, *The Community Trap: Liberal Norms, Rhetorical Action, and the Eastern Enlargement of the European Union*, in: *International Organization* 55, 1, 2001, pp. 47–80, 66.

²⁴ *Jean Monnet*, *Memoirs*. Garden City/New York 1978, pp. 304–305.

While creating an ‘action group for the United States of Europe’ in the fifties, he was following federalist visions and ideals. Later, he was the main force behind creating an institutionalised summitry of the highest representatives of the European nation states. This European Council was to serve as a ‘provisional European Government’²⁵. He himself and contemporary witnesses have named him the co-founder of the European Council.²⁶ Considering his earlier demands for a ‘United States of Europe’, his strong engagement for an institution of an intergovernmental nature looked paradoxical.²⁷

5. Elite driven Process – Consensus behind the Scene

A major element to promote his strategy was his personal style. The subtitle of Monnet’s memoirs, ‘nous ne coalisons pas des Etats, nous unissons des hommes’, is to be understood as a major theme of his way.

He preferred to convince decision-makers in personal and confidential conversations. He himself never took an office for which he had to campaign in public. Monnet also worked via transnational networks employing members of all parties. He established the ‘Comité d’action pour les Etats Unis de l’Europe’ which brought together many young policy makers after the Second World War. This way is also a testimony of his distance to political parties as the essential parts of the normal democratic process.

This dimension of the Monnet Method was and is subject to intensive criticism. Elite decisions taken by consensus behind closed doors lack transparency and accountability. Elections and referenda do not fit to the Monnet Method.

In evaluating this element we have to test these reproaches in respect to our concept of democracy. Using the dichotomy of Lijphart²⁸, the Monnet Method would then be in line with the ‘consensus model’, which helps to overcome the deep cleavages within the EU. The competing model of a ‘majoritarian democracy’ on the other hand would enable more clearly assigned responsibilities, but also lead to deep cleavages in the public arena of Europe.

6. The Franco-German Couple as a Driving Force of Integration

To understand the Monnet Method, functional pressures and institutional opportunities are necessary, though not sufficient conditions. It needs a political force to mobilise the existing potentialities. For Monnet, the Franco-German cooperation was of essential importance. Although his professional life and political experiences were characterised by the intensive contacts with the Anglo-Saxon

²⁵ *Jean Monnet, Mémoires*. Paris 1976, p. 598.

²⁶ *Pascal Fontaine, Le rôle de Jean Monnet dans la genèse du Conseil européen*, in: *Revue du Marché commun* 22, 1979, pp. 357–365.

²⁷ *Brown Wells, Monnet*, p. 234.

²⁸ *Arend Lijphart, Patterns of Democracy: Government Forms and Performance in thirty-six Countries*. New Haven 1999.

world, he based his European strategy on working together with the former enemy.

Besides economic reasons, one of his fundamental motivations might be characterised as ‘integrative balancing’²⁹, i. e. to keep control over major German instruments by common supranational authorities. Forty years later, the strategy of Mitterrand to create single currency to overcome the domination role of the German Mark and the Bundesbank³⁰ can be seen as using the blueprint of Monnet’s early thinking process.

Over the whole course of integration history the Franco-German consensus was seen as being not only indispensable for the Monnet Method, but also as a ‘whip’ for all states unwilling to integrate. The triad France-Germany-Europe was of the uttermost importance for central concepts of the last century, aiming for an integration policy with terms like ‘Core-Europe’³¹, ‘center of gravity’³² and ‘pioneering group’³³.

III. The Monnet Method – a renaissance after the constitutional decade

Such a reconstruction of the Monnet Method raises the question of its on-going relevance: Is the Monnet Method outdated? How can we evaluate the validity of such an approach? To answer this question, this part will look at activities, agreements and acts of the European Council as the key institution in which the highest representatives of the ‘masters of the Treaties’³⁴ have repeatedly shaped the evolution of the EU system.

I will argue then that the European Council has pursued several strategies over its history. The narrative for the validity of the Monnet Method as a major way to construct the EU polity can refer to several developments and history making decisions. The Single European Act (1987) and the Maastricht Treaty (1993) were based on a Monnet like form-follows-function dynamic. The European Council pursued projects for the Single Market (‘L’Europe sans frontières’) and for the Economic and Monetary Union.

²⁹ See *Werner Link*, Die europäische Neuordnung und das Machtgleichgewicht, in: Thomas Jäger/Melanie Piepenschneider (eds.), *Europa 2020: Szenarien politischer Entwicklungen*. Opladen 1997, pp. 9–31, 18–22.

³⁰ See *Jacques Attali*, *C’était François Mitterrand*. Paris 2005.

³¹ *CDU/CSU-Fraktion des Deutschen Bundestages*, Schäuble-Lamers-Papier, Überlegungen zur europäischen Politik. 1994. Accessible online: <http://www.cducusu.de/upload/schaeublelamers94.pdf>.

³² *Fischer*, *Staatenbund*.

³³ *Jacques Chirac*, Notre Europe. Speech by Jacques Chirac, President of the French Republic, German Bundestag in Berlin, 27. 7. 2000. Accessible online: http://www.elysee.fr/cgi-bin/aura-com/aurweb/search_all/file?aur_file=discours/2000/ALLE0003.html

³⁴ Bundesverfassungsgericht 30. 6. 2009: par. 150.

In line of such an argument, the dynamics of the Amsterdam treaty were based on interests in establishing an Area for Freedom, Security and Justice.

In the ‘constitutional decade’, the European Council as the constitutional architect set the path for an alternative way, whereas the actions of the European Council in the great crisis years have taken up many elements of the Monnet method.

1. The Constitutional Decade – The Alternative Way

After the Amsterdam Treaty we observe a shift of paradigm. The fundamental logics of the ‘constitutional decade’ (see Table 1) focussed on designing a constitutional and institutional architecture.

Table 1: *The European Council and the Constitutional Decade*

1999	<ul style="list-style-type: none"> • Amsterdam Treaty (Entry into force) • Convention for Charter of Fundamental Rights • Start of Monetary Union
2000	<ul style="list-style-type: none"> • Negotiating and concluding the Treaty of Nice • Declaration 23 (TEU (Nice))
2001	<ul style="list-style-type: none"> • Laeken Declaration • 9/11 Terrorist attacks
2002	<ul style="list-style-type: none"> • Copenhagen: Concluding membership negotiations
2002–2003	<ul style="list-style-type: none"> • Convention on the future of the EU
2004	<ul style="list-style-type: none"> • ‘Big bang enlargement’: ten new members • Irish Presidency Agreement on the Constitutional Treaty • Solemn signing of Constitutional Treaty in Rome
2005	<ul style="list-style-type: none"> • Failed Referenda in France and Netherlands • Period of reflection
2006	<ul style="list-style-type: none"> • German Presidency mandated to pursue the treaty reform process
2007	<ul style="list-style-type: none"> • German Presidency: Preparation of the (Reform) Lisbon Treaty • Portuguese Presidency: Signing of the Lisbon Treaty
2008	<ul style="list-style-type: none"> • Irish Referendum: Rejection of the Lisbon Treaties
2009	<ul style="list-style-type: none"> • Agreement on legal guarantees to respond to Irish concerns • Irish Referendum: Approval of the Lisbon Treaties • Decision on the application of the Charter of Fundamental Rights to the Czech Republic • Lisbon Treaty (Entry into force)

Table by Jean Monnet Chair 2012.

The Nice summit suffered from ‘just’ having to deal with the institutional issues of preparing the Union for the ‘big bang enlargement’. Without stimulating productive interests to achieve a package deal, it took the Heads of State or Government three days and two nights to reach an agreement.³⁵

³⁵ See for example *Philippe de Schoutheete*, The European Council, in: John Peterson/Michael Shackleton (eds.), *The Institutions of the European Union*. 3. ed. Oxford/New York 2012, pp. 37–59, 49; *Wolfgang Wessels*, Die Vertragsreformen von Nizza – Zur institutionellen Erweiterungsreife, in: *integration* 1, 2001, pp. 8–25, 23.